

Gelbart
Warschau
Mica 34/52
by Majman.

Konrad Plieninger

„Ach, es ist alles ohne Ufer...“

Liebe Kleine Rachel,

Verzeihen Sie vor allem die
wenigen Zeilen gerne besond
, Frau Kippin 'sagen würde, so
ist ja noch garnicht.

Nun sind
Glücks der Werra
das echte Glück.



Was soll ich
sei! - wenn wird der geg
wünschen, das Ihnen in
und das Un-Glück, die
dicht schon viel.

Briefe aus dem
Warschauer Ghetto



Jüdisches
Museum
Göppingen

Konrad Plieninger

„Ach, es ist alles ohne Ufer ...“

Briefe aus dem
Warschauer Ghetto

Dank

Die Herausgabe dieser Veröffentlichung
wurde unterstützt durch eine Spende der Firma

Hans Stockmar GmbH & Co KG, Kaltenkirchen



und durch einen Zuschuß der

Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg

Redaktion
Karl-Heinz Rueß

Umschlag
Brief aus dem Warschauer Ghetto,
geschrieben von Josef Gelbart
am 12. Juni 1941,
und Paßbild von Josef Gelbart

Bildnachweis
Alle Bilder und Dokumente in Privatbesitz.
Der Plan des Warschauer Ghettos ist mit freundlicher Genehmigung des Piper-Verlags,
München und Zürich, entnommen dem Band III der Enzyklopädie des Holocaust.

© 1996 Verfasser und Stadt Göppingen
Alle Rechte vorbehalten
Gestaltung: Frank+Ranger, Stuttgart
Gesamtherstellung: Bechtel Druck GmbH, Ebersbach an der Fils

Inhalt

Vorwort	4
Warschau-„Bilder“	6
Die Übersiedlung der Familie Gelbart nach Altona und Hamburg	8
Das Schicksalsjahr 1938	12
Das Warschauer Ghetto	14
Die Briefe Josef Gelbarts an die Familie Stockmar	17
Didaktische Anmerkungen – Die Briefe Josef Gelbarts im Schulunterricht	38

Vorwort

Die hier veröffentlichten und ausführlich im Wortlaut vorgestellten Briefe aus dem Warschauer Ghetto schrieb in den Jahren 1941 und 1942 der junge polnisch-deutsche Jude Josef Gelbart an seinen früheren Chef und väterlichen Freund, den Unternehmer Hans Stockmar in Kaltenkirchen, und an dessen Familie. Die Nachrichten aus dem Ghetto, die der Zensur entgingen, protokollieren in erschütternder Weise die Alltagswirklichkeit und die metaphysischen Ausweglosigkeiten innerhalb der Ghettomauern. Sie bezeugen aber auch die helfende Kraft des Dialogs in einer menschlichen Grenzsituation.

Die Briefe Josef Gelbarts wurden in einem Nachlaß der Familie Stockmar, der sich heute in Privatbesitz im Landkreis Göppingen befindet, vor nicht allzu langer Zeit entdeckt. In der Veranstaltungsreihe „Dialog im Museum“ im Jüdischen Museum Göppingen wurden diese Dokumente im Frühjahr 1996 erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt. Prof. Konrad Plieninger hatte dabei die im Warschauer Ghetto geschriebenen Briefe in ihrem persönlichen Bezug und historischen Kontext erläutert, Angela Stöckle begleitend aus den persönlichen Dokumenten vorgelesen.

Aus dieser ersten Bearbeitung entstand eine ausführliche Studie, die hier veröffentlicht wird. Die Drucklegung ermöglichten ein Zuschuß des Referats „Gedenkstättenarbeit“ der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg und eine Geldspende der Firma Stockmar in Kaltenkirchen. Den Förderern gilt unser herzlicher Dank. In gleicher Weise dankt das Jüdische Museum Göppingen Frau Angela Stöckle, die auf diese Dokumente aufmerksam gemacht hat, und Herrn Prof. Plieninger, der in Zusammenarbeit mit Frau Stöckle das historische Umfeld recherchiert und diesen Beitrag verfaßt hat.



Die Briefpartner: der Unternehmer Hans Stockmar in Kaltenkirchen (links) und der ehemalige Imke-reivolontär Josef Gelbart. Dieser wurde als polnischer Jude 1938 aus dem Deutschen Reich nach Polen abgeschoben, wo er nach Warschau übersiedelte. Dort ließen im November 1940 die deutschen Besatzer den jüdischen Bezirk mit Mauern und Stacheldraht absperren. Josef Gelbart lebte im Ghetto und schrieb von dort regelmäßig der befreundeten Familie Stockmar. Diese schickt Brie-

fe und Päckchen und versorgte Gelbart und seine Mutter mit dem Nötigsten. Im Mai 1942 erhielt Hans Stockmar letztmals eine Nachricht von Gelbart, dessen weiteres Schicksal unbekannt ist. Das Paßbild mußte sich Gelbart bei seiner Registrierung zur Zwangsarbeit machen lassen. Auf der Rückseite notierte er handschriftlich: „Meinem väterlichen Freund Herrn Hans Stockmar u. seiner Familie zum Andenken an seinen Volonteur Josef Gelbart. Warschau, den 22. 12. 41“

Warschau-„Bilder“

6

Warschau gehört mit Nürnberg, München, Kiew (Babi Jar), Auschwitz und vielen anderen Städten zu den unauslöschlichen Gedächtnisorten der deutsch-jüdischen Geschichte in der Zeit des Nazismus. Hier entstand 1940 das mit knapp einer halben Million Menschen größte jüdische Ghetto, dessen Bewohner größtenteils ab Juli 1942 zur Ermordung in das KZ Treblinka deportiert wurden; und hier organisierten, um ein Zeichen zu setzen, die Mitglieder der im Untergrund aufgebauten jüdischen Kampforganisation (ZOB) im April 1943 den bewaffneten Aufstand gegen die SS und Polizeiverbände, den der Polizeigeneral Jürgen Stroop mit seinen überlegenen Kräften erst nach vier Wochen eines brutalen Nahkampfes niederschlagen vermochte. „Bei einigen Stadtrunden mit dem Flugzeug konnte man mit großer Genugtuung die völlige Vernichtung des riesigen Judenstadtteiles feststellen. Da ist aber wirklich ganze Arbeit geleistet worden. Kein Haus, das nicht bis auf die Grundmauern zerstört gewesen wäre“¹ – so erlebt ein deutscher Pilot im Juni 1943 die Trümmerwüste des ehemaligen jüdischen Warschau.

Ein ganz anderes Warschau freilich kennen die Deutschen der vorhergegangenen Jahrhunderte: Warschau – das neue polnische Machtzentrum seit dem 16. Jahrhundert, z. B. unter dem König Jan Sobieski, der 1683 als Oberbefehlshaber des Reichsheeres durch seinen Sieg über die Türken bei Wien als „Retter des Abendlandes“ gefeiert wurde; Warschau im 18. Jahrhundert – die Residenzstadt, die in der Zeit der Könige aus sächsischem Hause sich mit dem Glanz höfischen Barocks und dem Geiste der Aufklärung zu schmücken begann; Warschau im 19. Jahrhundert schließlich – eine der zaristischen Fremdherrschaft trotzen Zitadelle eines freiheitlichen Polen. Die nach der Niederschlagung der Aufstände 1830 nach Deutschland geflohenen Offiziere wurden vor allem in der Pfalz, in Baden und Württemberg begeistert aufgenommen, auch in Göppingen, wo zu Ehren dieser polnischen Freiheitskämpfer im Jahre 1832 ein Wirt seiner Gaststätte bei der „Ziegelei“ in der heutigen Lorcher Straße den Namen „Warschau“ gab.² Der Warschaugarten wurde der Treffpunkt der Göppinger Demokraten und Sozialdemokraten.

Diesem überwiegend positiven deutschen Warschau-Bild, in dem sich seit den 1920er Jahren zunehmend, auf beiden Seiten, antisemitische Töne bemerkbar machten, erteilte Hitler erst in dem Augenblick eine scharfe Absage, als die Westmächte ihre Garantieerklärung für Polen nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Prag abgegeben und damit deutlich gemacht hatten, daß Deutschland sich des für die Germanisierung vorgesehenen „Lebensraumes im Osten“ ohne einen europäischen Krieg nicht bemächtigen konnte. Das hat Hitler den Polen nie verziehen. Und

¹ Lüdtkke, Alf: Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus. Hamburg 1993, S. 408.

² Kirschmer, Karl: Die Geschichte der Stadt Göppingen. II. Teil. Göppingen (o. J.), S. 59. – Neue Württembergische Zeitung (NWZ) vom 16. 7. 1955 (frdl. Mitteilung von Herrn Dr. Hermann Rumpff).

nun erst wurden die 300 000 Juden der polnischen Hauptstadt als Exponenten eines Europa bedrohenden jüdischen Untermenschentums propagandistisch aufgebaut. Nach dem militärischen Sieg über Polen wurde die größte jüdische Gemeinde Europas vorgeführt als eine Stätte des Schmutzes, der Seuchen und des moralischen Verfalls. Damit schien die Notwendigkeit eines von humanen Rücksichten unbelasteten sozialhygienischen Großreinmachens offenkundig zu sein, und das hieß die Errichtung eines Ghettos. Außerdem wurde die ehemalige Hauptstadt von den deutschen Behörden zugunsten des als urdeutsch reklamierten Krakaus degradiert zum bloßen Distriktsort innerhalb des sogenannten „Generalgouvernements“, des zur Ausbeutung freigegebenen NS-Besatzungsgebietes. Warschau ist also 1939 aus NS-Sicht: „jüdische Pestbeule und Verwaltungs-Provinz“, Tummelplatz von, wie man damals sagte, „Juden, Polacken und Gesindel“ – eine entlarvende rassenbiologische Rangordnung!³

Die Erforschung des Lebens im Ghetto fußt im Grunde auf drei für die Ghettogesichte typischen Quellengattungen: da sind zum einen die im Ghetto heimlich und illegal entstandenen Tagebücher, die, irgendwo in Kellern vergraben, nach der Befreiung aufgefunden wurden. Berühmt wurden z. B. die Aufzeichnungen des jüdischen Historikers Emanuel Ringelblum. Zum anderen handelt es sich um literarische Überlebensberichte von Augenzeugen aus der Nachkriegszeit, z. B. den Roman von Janina Baumann „Als Mädchen im Warschauer Ghetto“. Auch die Erzählung der Lebenhäuser Jüdin Inge Auerbacher „Ich bin ein Stern“ über ihr Familienschicksal in Theresienstadt vertritt diese zweite Quellengattung. Schließlich sind eine Vielzahl von offiziellen Dokumenten bekannt, von NS-Dokumenten betreffend z. B. den Arbeitseinsatz und die Deportation der Juden in Warschau, auch von jüdisch-polnischen Dokumenten, z. B. den Bulletins der jüdischen Widerstandsorganisation im Ghetto.

Was aber eine eingehende Beschäftigung mit einer Briefsammlung aus dem Warschauer Ghetto nahelegt und rechtfertigt, ist die Tatsache, daß solche zwangsläufig der NS-Zensur unterworfenen Briefkorrespondenzen aus und mit dem Ghetto sonst nicht erhalten geblieben sind.⁴ Diese erst vor einem Jahr in einem Nachlaß aufgetauchten Briefe sind Ausdruck eines über die Ghettomauern hinweg geführten Dialoges und sind Mittel einer materiellen und moralischen Selbstbehauptung inmitten lähmender Ungewißheiten und existentieller Ängste.

³ Bartoszewski, Wladyslaw: Polen und Juden unter deutscher Besatzung. 1939–1945, in: St. Jersch-Wenzel (Hrsg.): Deutsche – Polen – Juden. Berlin 1987, S. 241–257. – Szarota Tomasz: Warschau unter dem Hakenkreuz. Leben und Alltag im besetzten Warschau 1. 10. 1939 bis 31. 7. 1944. Paderborn 1985, S. 18 und 39ff. – Gollert, Friedrich: Warschau unter deutscher Herrschaft. Krakau 1942. – Artikel „Warschau“ in: Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, hrsg. von Israel Gutmann u. a. München/Zürich 1995, Band III, S. 1522–1559, und Artikel „Polen“ ebenda, Band II, S. 1121–1150.

⁴ Die von Janusz Gumkowski, Adam Rutkowski und Arnfrid Astel herausgegebenen „Briefe aus Litzmannstadt“ (Köln 1967) wurden aus dem Ghetto Lodz nie abgeschickt und wurden erst 1967 in Auschwitz-Birkenau als kostbare Hinterlassenschaft eines dort Ermordeten ausgegraben. Sie gehören also eher zur Kategorie der Ghetto-Tagebücher. Drei auf dem regulären Postwege beförderte Postkarten aus diesem Ghetto werden im United States Holocaust Memorial Museum Washington und im Jüdischen Museum Frankfurt aufbewahrt, abgebildet in: Jüdisches Museum Frankfurt am Main (Hrsg.): „Unser einziger Weg ist Arbeit“. Das Ghetto in Lodz 1940–1944. Frankfurt a. M./Wien 1990, S. 111f. und S. 183.

Diese zwölf Briefe Josef Gelbarts, genannt „Jupp“, sind durch die Entdeckung nach 53 Jahren im Nachhinein nun zu einer – trotz vielfacher Verschlüsselung aus Zensurgründen – höchst informativen historischen Quelle geworden. Schon die Umstände ihrer Entstehung und potentiellen Gefährdung durch die Nazi-Behörden sichern ihr den Rang eines ungewöhnlichen Zeitdokumentes, das man nur mit angehaltenem Atem zu lesen vermag. Gewiß – nicht viele Briefe jener Jahre sind unter vergleichbaren Bedingungen geschrieben worden.

Die Übersiedlung der Familie Gelbart nach Altona und Hamburg

Die Gelbartsche Familiengeschichte läßt sich auf Grund der sehr spärlichen Unterlagen wie dem Einwohnerregister der Stadt Altona und den Hamburger Gewerbepolizeiakten nur unvollständig rekonstruieren.⁵ Der Vater stammte aus einem 50 Kilometer von der preußisch-polnischen bzw. damals preußisch-russischen Grenze entfernten Dorf, im näheren Umkreis der bedeutenden Industriestadt Lodz. Dort waren viele Juden im Weberhandwerk tätig, vielleicht auch Josefs Vater. Die Heimat der Mutter lag im südöstlichen Polen, in Galizien. Es bleibt unklar, ob die Übersiedlung der Familie ins preußische Altona der Hoffnung entsprang, dort den Lebensunterhalt der Familie eher sichern zu können als in der überbesetzten und schlecht bezahlten polnischen Landweberei. Auch die Furcht vor neuen antisemitischen Massakern wie sieben Jahre zuvor im ostpolnischen Bialystock könnte zum Auswanderungsentschluß geführt haben, auch die in Preußen im Gegensatz zum zaristischen Rußland schon seit dem 19. Jahrhundert in Kraft getretenen Gesetze der Judenemanzipation – doch können wir das nur vermuten. Die Nähe der deutschen Grenze und die weitgehende Vertrautheit mit der deutschen Sprache dank des üblicherweise von den polnischen Juden gesprochenen Jiddisch, das ja auf das Mittelhochdeutsch zurückgeht, mögen die Bereitschaft zur Übersiedlung nach Deutschland gestärkt haben. In Altona gab es schon seit Jahrhunderten mehrere jüdische Gemeinden, vor allem war es die dortige, von einem orthodoxen Glaubensstil geprägte ostjüdische Gemeinde, die auf Menschen aus Polen und Rußland anziehend wirkte und Altona zu einem Aufnahmeplatz und zu einer Durchgangsstation für sie machte. Von hier aus konnten aufstiegsbereite ostjüdische Einwanderer leicht in den sich damals ausbildenden wirtschaftlich-industriellen Großraum Hamburg gelangen.

Im Jahre 1913 fand die Übersiedlung der Gelbarts nach Altona statt, hier wurde in den Jahren 1914 Josef und 1918 sein Bruder Bernhard geboren. Im folgenden Jahre, 1919, zog die Familie nach Hamburg in die Eimsbütteler Chaussee 122 um.

⁵ Amtliche Unterlagen im Hauptstaatsarchiv Hamburg (frdl. Mitteilung von Herrn Jürgen Sielemann vom 6. Februar 1995).

Der Vater arbeitete als Schneider, ab 1920 betrieb er einen Handel mit Manufaktur- und Kurzwaren. Der Wirtschaftsraum Hamburg mit seinen Aufstiegs- und Auswanderungsmöglichkeiten nach Übersee und seinem dank der Arbeiterbewegung vergleichsweise schwach ausgeprägten Antisemitismus ließen die Elbmétropole als eine nahezu sichere Insel für alle Juden erscheinen. Die jüdische Bevölkerung nahm dort zwischen 1871 und 1910 um 45 Prozent zu und rangierte damit vor dem bedeutendsten jüdischen Einwanderungsland Preußen (mit 27 Prozent). Die jüdische Warburg-Bank und das Warburg-Sekretariat berieten und unterstützten auswanderungswillige Juden. All diese Umstände dürften auch für die Familie Gelbart den Anreiz zu diesem erneuten Wohnungswechsel gegeben haben.⁶ Der Vater verließ aber in den folgenden Jahren aus unbekannten Gründen Hamburg und ging nach Berlin. Das Gedenkbuch der deutschen Juden verzeichnet seinen Namen und seinen Todesort, das KZ Sachsenhausen, mit dem Jahr 1940. Die Mutter, zurückgeblieben in Hamburg, lebte damals von einer sogenannten „Krisenunterstützung“. Josef Gelbart wird in den Akten der 1930er Jahre als Lehrling und dann als Imkerei-Volontär erwähnt, und zwar arbeitete er in einem Kerzenbetrieb im 30 Kilometer entfernten holsteinischen Kaltenkirchen. Chef dieses Betriebes war Hans Stockmar, der spätere Briefpartner Josef Gelbarts und Großvater von Frau Angela Stöckle, der ich die Kenntnis und die Überlassung der in Kaltenkirchen eingegangenen Briefe verdanke.

Hans Stockmar – geboren 1890 in Australien – verbrachte als Sohn eines Schiffsarztes seine Kindheit und Jugend in Internaten aller fünf Erdteile. Er war der Bruder des später in den Weimarer und Bonner Jahren bekannten Lyrikers und Erzählers Martin Beheim-Schwarzbach. Der ihm vom Vater verordneten kaufmännischen Lehre in Bremen entließ er, um sich in Berlin bei Max Reinhardt zum Schauspieler ausbilden zu lassen. Im Zweifel, ob seine Begabung für diesen Beruf ausreiche, wanderte er mit seiner jungen Frau nach Neuseeland aus und arbeitete dort zunächst als Holzfäller. Es gelang ihm schließlich, eine Großimkerei aufzubauen. Die Begegnung mit dem geistigen Werk Rudolf Steiners, der Anthroposophie, inmitten der grandiosen Naturlandschaft Neuseelands gehört zu den Wendepunkten seines Lebens. 1921 erwirbt Stockmar ein Haus im holsteinischen Kaltenkirchen und versucht sich unter großen Schwierigkeiten in der Bienenzucht und Kerzenherstellung. Dank seines Durchhaltevermögens und seiner innovativen Fähigkeiten gelingt ihm aber der Durchbruch, er gründet einen Betrieb, und ein in den 30er Jahren entstandenes Foto zeigt ihn inmitten von 22 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen. Gerühmt werden in dieser Zeit die geistige Ausstrahlung Stockmars und sein menschliches Verantwortungsgefühl. Nur zwei Jahre nach dem Umzug der Familie Gelbart nach Hamburg wird die Stadt als Schulort der Kinder auch für die Familie Stockmar zur

⁶ Volkov, Shulamit: Die jüdische Gemeinde in Altona. 1867–1890. Ein demographischer Überblick, in: Die Hamburger Juden in der Emanzipationsphase (1780–1879). Peter Freimark/Arno Herzig (Hrsg.). Hamburg 1989, S. 255–260. – Vierhundert Jahre Juden in Hamburg. Eine Ausstellung des Museums für Hamburgische Geschichte vom 8. 11. 1991 bis 29. 3. 1992. Hamburg 1991,

S. 317–501. – Marwedel, Günter: Geschichte der Juden in Hamburg, Altona und Wandsbek. Hamburg 1982. – Volkov Shulamit: Die Dynamik der Dissimilation. Deutsche Juden und die ostjüdischen Einwanderer. In: Zerbrochene Geschichte. Leben und Selbstverständnis der Juden in Deutschland. Hrsg. von Dirk Blasius und Dan Diner. Frankfurt 1991.



Die Belegschaft der Kerzenfabrik Stockmar mit dem Firmenchef Hans Stockmar (in der zweiten Reihe im Anzug mit Krawatte) in Kaltenkirchen; der Volontär Josef Gelbart ganz links im Bild.



Hans Stockmar beim Kerzenziehen.

geistigen und pädagogischen Heimat. In den Jahren des Dritten Reiches als überzeugter Antinazi immer wieder in höchster Gefahr, erscheint Stockmar nach 1945 als Mann der ersten Stunde, der im Einvernehmen mit der britischen Besatzungsmacht in einer Bürgerversammlung die Wahl des ersten demokratischen Bürgermeisters in Kaltenkirchen in die Wege leitet.⁷

Der Gegensatz zwischen Gelbart und Stockmar könnte nicht größer sein: hier der unscheinbare, gehörgeschädigte, aus beschränkten, kleinbürgerlichen Verhältnissen hervorgegangene, aber assimilierte und umfassend gebildete polnisch-deutsche Jude, dort der künstlerisch vielseitig talentierte Abenteurer und Weltbürger, der Anthroposoph, Unternehmer und Familienvater – zwei Menschen, zwei Familien, die in den Jahren 1939 bis 1942 in einer schicksalhaften, von Glück und Tragik erfüllten Briefpartnerschaft miteinander verbunden waren. Doch zuvor brach das für die deutschen Juden so unheilvolle Jahr 1938 an.

Das Schicksalsjahr 1938

Es wurde eingeleitet mit einem Gesetz der polnischen Regierung vom 31. März 1938: Dieses bestimmte, daß der Paß jedes seit fünf Jahren und länger im Ausland lebenden Polen nicht mehr gültig sei ohne das Sondervisum des zuständigen Konsulates. Den in Frage kommenden Personen wie z.B. der Familie Gelbart drohte damit die Staatenlosigkeit. Polen, schon lange dem offiziellen deutschen Antisemitismus nacheifernd, verfolgte damit das Ziel, das Hereinströmen von 50 000 in Deutschland lebenden polnischen Juden im Falle verschärfter antijüdischer Maßnahmen der deutschen Regierung zu unterbinden, betrachtete es doch gleich dem Deutschen Reich seine eigene jüdische Minderheit von 3,5 Millionen als eine unzumutbare Belastung. Trotz heftiger deutscher Proteste trat dieses Gesetz am 30. Oktober 1938 in Kraft, und die NS-Regierung, die seit dem Anschluß Österreichs am 13. März die Verfolgung der Juden intensiviert hatte, befürchtete, diese 50 000 nun staatenlos gewordenen Juden für alle Zeiten bei sich behalten zu müssen. Um dies zu verhindern, erhielt die Gestapo den Befehl, diese „Ostjuden“ festzunehmen und sie vor dem 30. Oktober nach Polen abzuschieben. In einer brutalen Nacht- und Nebel-Aktion wurden in allen deutschen Großstädten die polnischen Juden zu den Bahnhöfen gefahren, in die bereitstehenden Züge eingewiesen und an die deutsch-polnische Grenze gebracht. In Göppingen ereilte dieses Schicksal die aus Lodz stammende Arbeiterfamilie Isaak und Rebekka Piotrkowsky, die mit ihren Kindern ebenfalls am 28. Oktober 1938 nach Polen deportiert wurde.⁸

Die Hamburger Juden, unter denen sich Mutter Gelbart und ihr 25jähriger Sohn Josef befanden, erreichten nach zwölfstündiger Fahrt um 5 Uhr morgens die Gren-

⁷ Privatbesitz.

⁸ Thalmann Rita/Feinermann Emmanuel:
Die Kristallnacht. Frankfurt am Main 1988. –
zu Piotrkowsky: Stadtarchiv Göppingen.

ze, etwa 90 Kilometer östlich von Frankfurt an der Oder. Auch eine Gruppe von 480 Juden aus Hannover war hierher verbracht worden, und zu diesen gehörte die Familie Grynszpan. Der Vater, Sendel Grynszpan, sagte beim Eichmann-Prozeß in Jerusalem 1961 aus: „Wir waren etwa 12 000. Als wir die Grenze erreichten, sagte uns die SS, wir müßten ca. 2 km bis zur polnischen Grenze gehen. Die SS sind mit Peitschen gekommen und haben uns geschlagen. Blut floß auf die Landstraße. Man riß ihnen die Pakete aus den Händen. Sie befahlen uns zu laufen und schrien: Lauft, lauft schnell. Ich selbst erhielt einen Hieb. Wir erreichten die Grenze. Wir überschritten sie, die Frauen voran, denn man begann auf uns zu schießen. Die Polen wußten nicht, warum wir ankamen. Wir wurden schließlich in eine kleine Stadt (Zbaszyn) geführt (auf halbem Wege zwischen Frankfurt und Posen). Es regnete in Strömen, manche fielen ohnmächtig hin, ältere Leute hatten Herzanfälle. Wir wurden in den Ställen eines Truppenquartiers untergebracht. Dann habe ich einen Brief nach Paris meinem Sohn Herschel geschrieben.“⁹

Der Sohn Herschel hat unter dem Eindruck dieser Ereignisse den Entschluß gefaßt, sich für das Schicksal seiner Familie an einem Diplomaten der deutschen Botschaft in Paris zu rächen. Das am 7. November 1938 kurz nach 9 Uhr verübte Attentat auf den Botschaftssekretär Ernst vom Rath verletzte den Diplomaten schwer, sein Tod am 9. November war das Signal für die Zerstörung der Synagogen in Deutschland, für die sog. „Reichskristallnacht“.

Die polnischen Behörden hielten die Abgeschobenen unter lagerhaften Bedingungen wochenlang in Zbaszyn fest, um damit die deutsche Regierung zu Verhandlungen zu zwingen. Erst allmählich kümmerten sich polnische und internationale Organisationen um eine menschenwürdige Unterbringung und Versorgung der ca. 4 000 Vertriebenen. Vor allem der spätere Chronist des Warschauer Ghettos Emanuel Ringelblum schuf mit vielen Mitarbeitern zahlreiche Einrichtungen für die Erleichterung des Lebens in Zbaszyn: ein Krankenhaus, ein Ausreisebüro und vieles mehr. Sein Urteil: „Es hat nach meiner Ansicht nie eine so grausame, so mitleidslose Deportation gegeben wie die nach Zbaszyn“, die man gleichsam als ein Vorspiel für die freilich in ganz andere Dimensionen führende Deportation aus dem Warschauer Ghetto vier Jahre später betrachten kann, als ein organisatorisches Modell auch, das für künftige Deportationen Erfahrungen bereitstellte. Josef Gelbart hielt sich noch im Februar 1939 in Zbaszyn auf und schickte von dort relativ muntere Glückwünsche zur Verlobung von Stockmars Tochter, der Mutter von Frau Stöckle („Zbaszyn 5. 2. 39, Senatorska 14“). Ob ihm die Familie Grynszpan dort begegnet ist, die ja manche Ähnlichkeiten mit den Gelbarts aufwies? Es ist fast anzunehmen, denn der Name Grynszpan tauchte nach dem 7. November ja in den Schlagzeilen der gesamten internationalen Presse auf.¹⁰

Beide Familien stammten aus der Gegend um Lodz, beide wanderten fast gleichzeitig nach Deutschland ein (1911/1913), die Kinder waren fast gleich alt

⁹ Thalmann/Feinermann (wie Anm. 8) S. 44f.

¹⁰ Artikel „Zbaszyn“ in: Enzyklopädie des Holocaust (wie Anm. 3), Band III, S. 1622–1625. –

Brief Gelbarts vom 5. 2. 1939 und Unterlagen vom 10. 2. und 5. 5. 1939 (Staatsarchiv Hamburg) belegen den Aufenthalt Gelbarts und seiner Mutter in Zbaszyn in diesem Zeitraum.

(Josef war allerdings acht Jahre älter als Herschel), die Väter übten den gleichen Beruf als Schneider aus, beide Familien lebten in den 30er Jahren von Unterstützungsgeldern, und beide erfuhren die Schrecken der Ausweisung und des Lagerdaseins in Zbaszyn. Josef Gelbart ist ebenso wie Herschel Grynszpan von den Nationalsozialisten – auf uns allerdings unbekannte Weise – umgebracht worden. Josef konnte mit seiner Mutter im Lauf des Jahres 1939 in das Städtchen Otwock in der Nähe Warschaus übersiedeln. Dort ergab sich offenbar auch eine hoffnungsvolle berufliche Perspektive, nämlich die Übernahme eines Imkerbetriebes und einer Wachszieherei.¹¹ Der deutsche Angriff auf Polen am 1. September 1939 durchkreuzte unbarmherzig alle weiteren persönlichen und beruflichen Pläne.

Das Warschauer Ghetto

Am 29. September 1939 marschieren – nach der Kapitulation der Stadt – deutsche Truppen im zerbombten und zerschossenen Warschau ein. Die jüdische Bevölkerung ist vom ersten Tag an Opfer diskriminierender Maßnahmen der SS und der Wehrmacht. Juden werden in öffentlichem Spektakel unter Gewaltanwendung die Bärte und Schläfenlocken abgeschnitten, sie werden in Razzien zur Zwangsarbeit eingefangen und verschleppt, verlieren ihre berufliche Stellung und werden zunehmend grundlos auf der Straße von Banden polnischer Jugendlicher unter Duldung der deutschen Besatzungsbehörden zusammengeschlagen.

Mehrere Verordnungen leiten diesen wilden Judenhaß allmählich in die administrativ geordneten Bahnen staatlicher Entjudungspolitik über: so die Erfassung und Zählung aller jüdischen Einwohner, die Anordnung von jüdischer Zwangsarbeit, die Anmeldung und Beschlagnahmung jüdischen Vermögens, die Einsetzung eines Judenrates, dem die Ausführung der ihm von den NS-Okkupanten erteilten Befehle oblag, das Verbot der Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel und ab November 1939 die Verpflichtung zum Tragen einer weißen Armbinde mit dem Davidstern.¹² Wie weit diese Maßnahmen auch in das Leben von Josef Gelbart eingegriffen haben, wissen wir nicht. Als fließend deutsch sprechendem und in der europäischen Bildungstradition verwurzeltem liberalen Juden waren ihm wohl beide gleich fremd; der jiddisch sprechende orthodoxe Jude mit schwarzem Kaftan und ängstlichem Blick nicht weniger als der mit Reitpeitsche und in gewichsten Schafstiefeln in den

¹¹ In Warschau hatte sich offenbar im Zusammenhang mit der dort entstandenen chemischen Industrie auch eine nennenswerte fabrikmäßige Kerzenproduktion (Kerzenziehmaschinen, Kerzenfabrik Marenchowski) entwickelt, vgl. Gollert, Friedrich: „Warschau“ (wie Anm. 3), S. 152.

¹² Ringelblum, Emanuel: Ghetto Warschau. Tagebücher aus dem Chaos. Stuttgart 1967, S. 47ff. – Bauman, Janina: Als Mädchen im Warschauer

Ghetto. Ein Überlebensbericht. Ismaning 1986. – Faschismus – Ghetto – Massenmord. Dokumentation über Ausrottung und Widerstand der Juden in Polen während des Zweiten Weltkrieges, hrsg. von Tatiana Berenstein u. a. Berlin 1961, S. 65ff. – Artikel „Warschau“ in Enzyklopädie des Holocaust (wie Anm. 3), S. 2527ff. – Kaplan, Chaim Aron: Buch der Agonie. Das Warschauer Tagebuch des Chaim A. Kaplan, hrsg. von I. Katsh. Frankfurt am Main 1967, S. 56ff. – Brief Gelbarts vom 1. 9. 1941.

Straßen Warschaus patroullierende deutsche Herrenmensch. Gelbart dürfte aber zunächst als Deutscher eher geschont worden sein, der Beschlagnahmung seines Vermögens ist er aber gewiß nicht entgangen, auch wenn er später im Ghetto offensichtlich nicht ganz ohne Mittel lebte.

Schon seit April 1940 laufen Vorbereitungen zur Errichtung eines Ghettos, das als sog. „Seuchensperrgebiet“ offiziell am 2. Oktober 1940 angekündigt und im Laufe des November durch Mauern und bewachte Eingänge vom arischen Warschau abgeriegelt wird.¹³ Der Bau der 3,5 Meter hohen und mit Stacheldraht gesicherten Mauern erfolgt nach den Anordnungen des von den NS-Behörden dazu gezwungenen Judenrates, auch auf dessen Kosten. Auf 2,4 Prozent des Stadtgebietes leben nun 30 Prozent der Bevölkerung, zeitweise fast eine halbe Million Menschen – eine kaum vorstellbare Überfüllung des Ghettos ist die Folge.

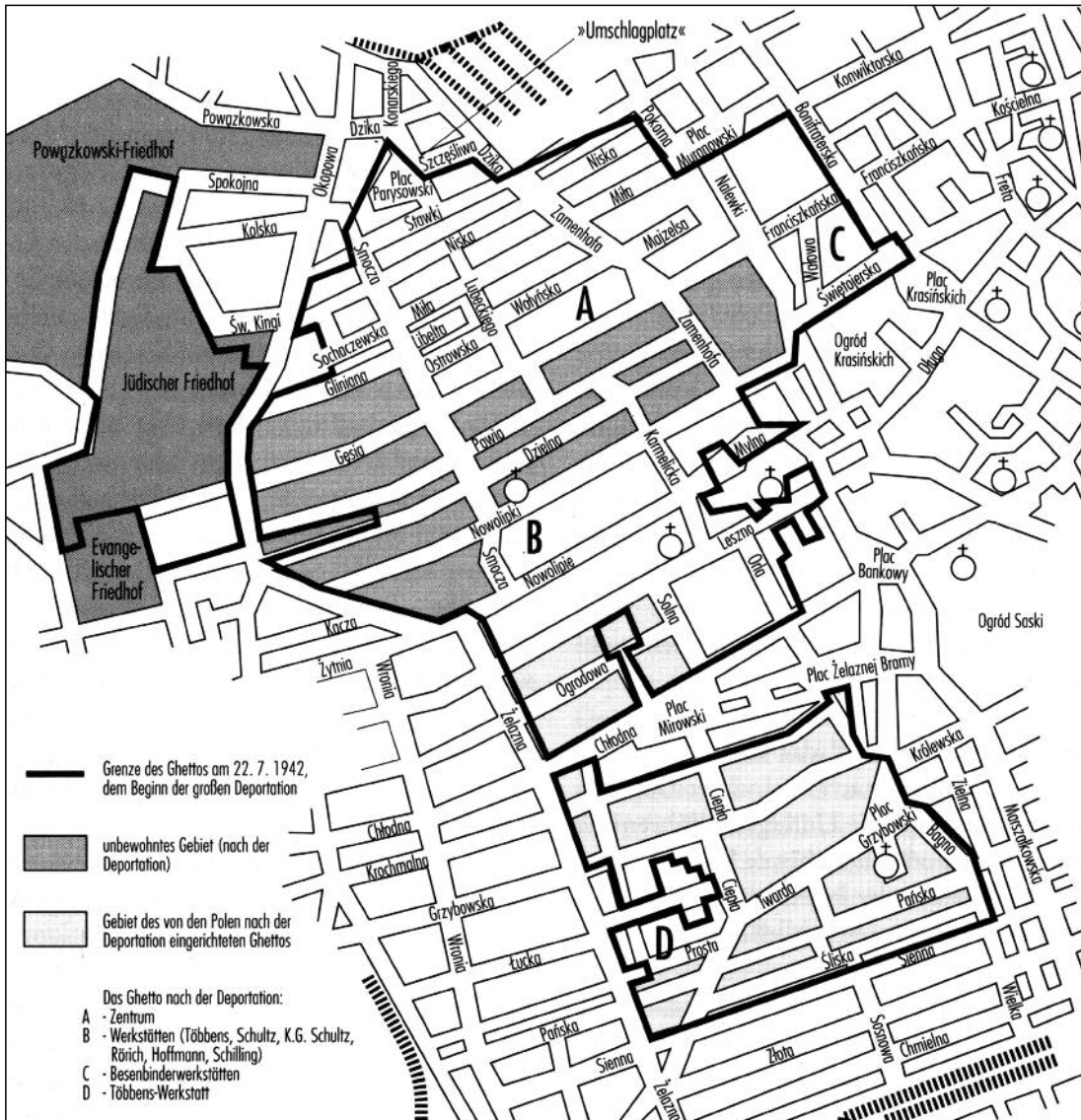
150 000 Menschen wechseln ihre Wohnungen, sechs bis sieben Personen leben in einem Zimmer in Häusern, die sich in einem baulich besonders schlechten Zustand befinden. Im Ghetto gibt es keinen einzigen Baum und keine einzige Grünfläche, nur einen Friedhof. Die Behörden nennen das Ghetto offiziell „jüdischen Wohnbezirk“. Die Errichtung des Ghettos wird begründet mit der drohenden Ansteckungsgefahr (Typhus) für die Deutschen, besonders die Wehrmacht, mit der besseren polizeilichen Überwachung, dem notwendigen Ausschluß der Juden aus dem regulären Wirtschaftsleben und der Schaffung eines Ausbeutungsinstrumentes, das die Beschlagnahmung jüdischen Eigentums, Zwangsarbeit u. ä. erleichterte. Auch sollten die in dem verschmutzten und verseuchten Ghetto gedrehten Propagandafilme die jüdische Lebensunfähigkeit und das jüdische „Untermenschentum“ – so sagte man – unwiderleglich beweisen. Ein deutscher Soldat, auf der Fahrt an die russische Front, schrieb am 22. Mai 1942: „In Krakau und Tarnow fuhren wir durch die Ghettos, furchtbare Gestalten sieht man da, vor uns nahmen sie (das hat ihnen die SS beigebracht) eifrig den Hut ab, haben im übrigen wahnsinnig Angst vor uns.“¹⁴ Der Regierungspräsident von Kalisch teilte den Partei- und Polizeibehörden am 10. Dezember 1939 aber schon das Endziel der NS-Ghettopolitik mit: „Die Erstellung des Ghettos ist selbstverständlich nur eine Übergangsmaßnahme. Zu welchen Zeitpunkten und mit welchen Mitteln das Ghetto von Juden gesäubert wird, behalte ich mir vor. Endziel muß jedenfalls sein, daß wir diese Pestbeule restlos ausbrennen.“ Das Ghetto ist demnach nichts anderes als ein Übergangsstadium auf dem Wege in die Vernichtungslager, ein „Wartesaal des Todes“, wie Jean Améry einmal gesagt hat.¹⁵

Josef Gelbart lebte nach eigener Aussage schon ab Juni/Juli 1939 zeitweise in Warschau, wohl im Zusammenhang mit der geplanten Geschäftsübernahme. Vom 13. Januar 1940 stammt ein Brief Gelbarts, der zu diesem Zeitpunkt mit seiner Mutter im Zentrum des ab Herbst dieses Jahres errichteten großen Ghettos und zwar in der Milastraße Nr. 34, Zimmer 52, wohnte. Nur wenige Häuser entfernt, in Nr. 18,

¹³ Artikel „Errichtung des Ghettos“ in Enzyklopädie des Holocaust (wie Anm. 3), Band III, S. 1532–1533. – Faschismus – Ghetto – Massenmord (wie Anm. 12), S. 37.

¹⁴ Brief im Besitz des Verfassers.

¹⁵ Briefe aus Litzmannstadt (wie Anm. 4), S. 105.



Plan vom Warschauer Ghetto 1942–1943.

befand sich in eben dieser Straße im Jahre 1943 die Kommandozentrale des Ghettoaufstandes. Ein Gedenkstein erinnert inmitten von Hochhäusern heute daran. Hat Josef Gelbart noch den Bau des unterirdischen Bunkers miterlebt?

In einem damals in Warschau entstandenen Tagebuch heißt es: „17. November 1940. Was wir am meisten befürchten, ist eingetreten. Wir hatten eine Vorahnung, daß uns ein Ghettoleben erwartete, ein Leben der Armut und der Entehrung, nicht jedoch hatten wir geglaubt, daß die Schicksalsstunde so bald schlagen würde. Und plötzlich – eine entsetzliche Überraschung. In den Morgen des Sabbats wurde an allen offenen Stellen, wo wegen der Straßenbahnverbindungen keine Mauern errichtet worden waren, eine drei Mann starke Wache postiert. Sie erlaubten Juden, die den ‚Schandfleck‘ trugen, nicht, ins arische Viertel hinüberzugehen. Man kann sich unmöglich die Panik vorstellen, die im jüdischen Viertel ausgebrochen ist. Plötzlich sehen wir uns von allen Seiten her eingeschlossen. Wir sind von der Welt und ihrer Vielfalt abgesondert und abgeschnitten, wir sind aus der Gesellschaft des Menschengeschlechtes ausgestoßen worden. Ich bin völlig gebrochen. Das jüdische Warschau hat sich in ein Irrenhaus verwandelt. Eine Gemeinschaft von einer halben Million Menschen ist zum Sterben verurteilt und wartet auf ihre Hinrichtung – in diesen Tagen, in denen selbst ‚die Steine in der Mauer aufschreien‘, raubt mir der Umfang und die Anzahl der Eindrücke die literarische Kraft, sie niederzuschreiben und zu ordnen.“¹⁶

Die Briefe Josef Gelbarts an die Familie Stockmar

Die wichtigsten und meist inzwischen auch veröffentlichten Quellen zur Geschichte des Warschauer Ghettos sind – wie gesagt – Aufzeichnungen und Tagebücher, die im Ghetto geschrieben, versteckt und vergraben und nach der Befreiung zufällig oder bei gezielten Suchaktionen entdeckt wurden. Die Briefe Josef Gelbarts sind historische Zeugnisse ganz anderer Art.¹⁷ Es sind Briefe, die in klarer Kenntnis der drohenden NS-Zensur geschrieben wurden. Zu diesem Zweck war angeordnet, die Briefe unverschlossen, abgefaßt in deutscher Sprache und mit vollem Namen und der Anschrift des Absenders auf dem einzigen, für den Briefverkehr mit dem Deutschen Reich zuständigen Postamt in Warschau in der Wareckastraße aufzugeben. So unterliegt der Inhalt dieser Briefe dem „Diktat“ der Zensur und bedarf somit einer Entschlüsselung des Geschriebenen und der Konkretisierung des nur Ange deuteten. Gelbart nennt weder NS-Täter noch – direkte – jüdische Opfer der deutschen Unterdrückungsmaßnahmen. Auch die Machtstrukturen im Ghetto, die

¹⁶ Kaplan (wie Anm. 12), S. 266–268.

¹⁷ Die sehr umfangreichen Briefe Gelbarts können hier nur in Auszügen wiedergegeben werden. Orthographische Nachlässigkeiten wurden korrigiert, Auslassungen durch drei Punkte in

Klammern (...) gekennzeichnet. Die von Josef Gelbart gewiß sorgfältig gehüteten Antwortbriefe Hans Stockmars sind nicht erhalten geblieben. Sie dürften spätestens bei der Zerstörung des Ghettos im April/Mai 1943 vernichtet worden sein.

Behörden, die NS-Funktionäre, der Judenrat, bleiben im dunkeln. Der in den Straßen wütende Terror der SS- oder Polizeieinheiten wird nicht erwähnt. Zwangsarbeit und Deportation – das sind die Überlebensfragen schlechthin im Ghetto – erscheinen nur in beiläufigen Verharmlosungen. In einem Satz Gelbarts wie diesem „Ob ich schon jemals Wochen durchlebt habe, die so schwer waren wie diese ...?“ (Brief vom 24. 11. 1941) mögen aber all diese miterinnerten und mitbedachten Geschehnisse verschlüsselt enthalten sein. Die Briefe Gelbarts wirken in diesem Kontext zuweilen abgehoben und distanziert, das alltägliche Erleben wird nur in Ausschnitten beschrieben, es schimmert nur zwischen den Zeilen durch das Ungesagte oder nur Angedeutete hindurch. Der Ghettoalltag spiegelt sich in den vielfältigen Formen des täglichen Überlebenskampfes, so vor allem beim Verkauf der aus Kaltenkirchen geschickten Kleider, und das Massensterben auf den Straßen transformiert sich in bruchstückartige, politisch kaum faßbare philosophische oder religiöse Reflexionen über das Menschsein, über Lebenssinn, Schicksal und Tod. Durch die Chiffren des Alltags und die metaphysischen Gleichnisse hindurch offenbart sich – von Brief zu Brief wachsend – die Gewißheit der unentrinnbaren eigenen Vernichtung. Ein Briefwechsel also des bitteren und ausweglosen Abschiednehmens, zwischen trügerischen Hoffnungen und verzweiflungsvollen Todesahnungen! Das Schicksal von Millionen – aufgezeichnet auf zwanzig klein beschriebenen Blättern, den authentischen Dokumenten des Unterganges der Juden in Warschau!

Es ist kaum zu fassen, daß diese Briefe und diese offenen Postkarten eines Warschauer Ghettojuden den Adressaten Hans Stockmar nicht ins KZ gebracht haben, hatte sich dieser doch auch durch die jahrelangen Kleiderpakete an die Familie Gelbart über alle Rassengesetze und den herrschenden Zeitgeist mutig hinweggesetzt. Dieser briefliche Dialog nutzt also eine der Lücken im totalitären Überwachungssystem – war dies dem Zufall oder der Unachtsamkeit der Behörden zu verdanken? Dies wird man nie erfahren.

Brief vom 9. Mai 1941

Gelbart bedankt sich für Päckchen und Brief und bittet dringend um etwas Brot und Zwiebeln. Der Lebensunterhalt konnte bis jetzt durch Verkauf eigener Kleidung gesichert werden, aber jetzt sei „die Grenze erreicht“. Er bittet um Zusendung gebrauchter Kleidung. Der Schreiber deutet die schwierige Ernährungslage im Ghetto an, aber er riskiert es nicht, von dem grassierenden kollektiven Hungertod auf den Straßen zu berichten – 50 Prozent der Bevölkerung befanden sich am 30. Mai 1941 am Rande des Hungertodes – und Emanuel Ringelblum notiert, er habe jeden Tag zwei bis drei Menschen vor Hunger umfallen sehen. Dies verwundert nicht, hatte die deutsche Verwaltung doch den Deutschen in Warschau tägliche 2 319 Kalorien zugebilligt, den Polen 634 und den Juden ganze 184. Der Distriktgouverneur von Warschau Ludwig Fischer hatte damals erklärt: „Die Juden werden vor Hunger und Elend eingehen und von der jüdischen Frage wird nur noch ein Friedhof übrigbleiben.“¹⁸

¹⁸ Ainsztein, Reuben: Revolte gegen die Vernichtung. Der Aufstand im Warschauer Ghetto. Berlin

1993, S. 18ff. – Schwarberg, Günther: Das Ghetto. Göttingen 1989, S. 104, 110, 156 und 176.

Nun, die Familie Gelbart gehörte durch ihre finanziellen Mittel und vor allem infolge der Unterstützung durch deutsche Freunde nicht zu jenen 50 Prozent. Auch Gelbarts durften nach den deutschen Vorschriften Pakete bis zum Wert von 50 Zloty (2 kg Kartoffeln und 2 kg Brot) erhalten. Durch Glück oder Bestechung der Beamten konnte diese Begrenzung leicht umgangen werden. Die Familie überlebte zunächst durch die Teilnahme an jenem riesigen Kleider- und Bettuchmarkt auf den Hauptstraßen des Ghettos, vor allem der Gesiowka, wo sich die noch über bescheidene Mittel verfügenden Juden oder auch Polen aus dem arischen Teil Warschaws eindeckten. Hier beschafften sich vor allem auch die deutschen, für die Wehrmacht arbeitenden Werkstätten im Ghetto durch Agenten die notwendigen Rohstoffe für ihre Produktion von Uniformen, Schals, Unterjacken, Pullovern, Handschuhen etc. Gelbarts Hinweis, sie seien gegen Bauchtyphus geimpft worden, konfrontiert den Leser mit der furchterregenden Realität der Epidemien im Ghetto, die man vergeblich durch verzweifelte medizinische Gegenmaßnahmen einzudämmen suchte. Gelbart schließt seinen Brief in ahnungsvoller Voraussicht und quälenden Fragen nach dem Sinn seines Lebens im Ghetto.

Josef Gelbart

Warschau, den 9. 5. 41

Mila, 34/52

Lieber Herr Stockmar!

Ihren Brief habe ich erhalten u. mir darüber einige Gedanken gemacht. Man denkt viel nach und grübelt in diesen Nächten, vielleicht zu viel. Ich will später noch einmal darauf zurückkommen, aber nicht heute, nicht in diesem Brief.

Wenn Sie uns ein paar Zwiebeln u. etwas Brot (!!!?) schicken können und vielleicht sonst irgendeine Kleinigkeit, die Sie eher im ‚Handumdrehen‘ bekommen können, so ist das für uns die schönste Hilfe. (Zwiebeln kosten das kg. Zl. 6.–, und ist uns wie alles andere kaum erschwinglich).

Bisher konnten wir immer noch ein Stück von unserer Kleidung, das noch zu entbehren war, für den Unterhalt verkaufen und so unser ‚Defizit‘ decken. Nun ist die Grenze erreicht. Doch wollen Freunde und Bekannte aus Hbg. mir Kleidung und Wäsche so gern schicken. – (Frau Najman z. Bsp. erwartet einen ganzen Transport Kleidung, zwar handelt es sich zum größeren Teil um eigene Sachen ihres Mannes, der vor einiger Zeit während seiner Internierung starb. – Auch viele andere decken so den Lebensunterhalt). Es ist jedoch dazu eine Devisengenehmigung nötig, die im allgemeinen auch gegeben wird. (. . .)

Das Wetter, ist es bei Ihnen auch so schlecht? Als ich den Brief begann, schneite es sogar, jetzt – das erstemal, seit Wochen, scheint die Sonne eine Weile, als wollte sie zeigen, daß es sie noch gibt. Es ist noch recht kalt. – Nun aber Schluß! Wir wurden erst gegen Bauchtyphus geimpft, man ist ein wenig fiebrig danach u. ich will mich niederlegen.

Liebe Frau Stockmar! Für Ihre schöne Karte, wie für alles andere, besonderen Dank, auch von meiner Mutter. Ich befinde mich auf einem Fleck der Erde, der zehntausenden zum Schicksal geworden ist u. werden wird. Ich glaube, daß ich hier mehr

gesehen u. erlebt habe, als sonst Generationen beschieden sein wird. Es muß doch einen Sinn haben, daß ich hier bin u. nicht anderswo, denn wenn man sagen würde, daß alles sinnlos sei, was geschah u. geschehen wird, dann, erst dann gäbe es nur noch eins: die Verzweiflung!

*Mit den herzlichsten Grüßen u. Wünschen für Sie und die Ihren
Ihr Josef Gelbart.*

Brief vom 1. September 1941

Wieder geht es um die Bestätigung erhaltener Päckchen. Gelbart bittet Herrn Stockmar, künftigen Sendungen einen Zettel mit Inhaltsangabe beizufügen, damit man, wie er schreibt, feststellen kann, ob jemand etwas hinzugelegt hat – eine indirekte Ohrfeige für die räuberischen Zensur- oder Postbeamten, die eher weggenommen als hinzugelegt haben dürften. Wieder werden Wäsche- und Kleiderstücke als verkäufliche Ware erbeten, denn, fügt Gelbart hinzu, auf der anderen Seite, d.h. der arischen Seite Warschaus, kann man gegen entsprechende Bezahlung alles Lebensnotwendige unbeschränkt „in bester Qualität“ bekommen, so auch Butter und Fleisch, die eingetauscht werden gegen Kartoffeln und Brot.

Diese wenigen Sätze Gelbarts beleuchten schlaglichtartig das widersprüchliche, scheinbar irrationale Wirtschaftssystem im Ghetto. Spielwarenproduktion und wohl elektrisch angetriebene Webstühle, Galvanotechnik, Rechenmaschinen und ein „Technikum“ repräsentieren ein modern anmutendes Fabrikationssystem im Ghetto. Daneben sind Handmühlen und Spinnräder bezeugt, primitive Backstuben, winzige Seifenfabriken, Holzknopf- und Schuhsohlenwerkstätten und Kinder, die Spielzeug für den Verkauf basteln – eine eher mittelalterliche Form häuslicher Warenherstellung.

Gelbart zählt nur kurz einige Opfer der innerhalb, vor allem aber außerhalb dieses Wirtschaftssystems existierenden Verelendung auf, die Tagebücher allerdings berichten von den durch die Straßen ziehenden, in Lumpen gehüllten und vor Hunger und Kälte wimmernden Menschen, vor allem Kindern, aber auch von den Cafés, wo an Sachertorte und erlesenen Weinen kein Mangel ist und wo eine von Bestechung, Korruption und Spitzeldiensten lebende jüdische Oberschicht von einigen 1000 Menschen sich nächtelang amüsierte. Daß es in diesem brodelnden Chaos aber noch ein Symphonieorchester, ein „Cabarett“, Schachturniere und wissenschaftliche Institute gab, verstärkt noch den Eindruck eines anfangs von starken sozialen und wirtschaftlichen Gegensätzen bestimmten Lebens im Warschauer Ghetto.

Mit einer Bevölkerung von 400 000 Menschen war das Ghetto bis zum Jahre 1942 ein bedeutendes großstädtisches Produktionszentrum, das unterschiedliche Fähigkeiten und Kapazitäten entwickelte und das den unterschiedlichsten Kundenwünschen von der Wehrmacht bis zu den hungernden Kindern gerecht zu werden versuchte, zunächst unter stiller Duldung der Behörden, die den wirtschaftlichen Wert dieses Ghettos wohl erkannten. Die wirtschaftlichen Kontakte mit der arischen Seite waren zum kleineren Teil offiziell und wurden über die von den Nazi-Behörden eingerichtete „Transferstelle“ abgewickelt. Viel bedeutsamer war der

inoffizielle, geheime und illegale Handel, der Schmuggel von Lebensmitteln und den im Ghetto hergestellten Gütern. Er nutzte viele Wege und Möglichkeiten wie Ghattotore, versteckte Maueröffnungen, unterirdische Abwässerkanäle und Straßenbahnen und lief über die privilegierten, im Ghetto eingesetzten arischen Arbeiter und über korrupte jüdische Polizisten, ja sogar zuweilen auch über Wehrmacht- und SS-Angehörige.¹⁹ Die hohe Produktivität des Ghettos in den Jahren 1941/42 stellt eine ungewöhnliche wirtschaftliche Leistung des vielfach verachteten Ostjudentums dar, und auch Josef Gelbart verdankte nicht nur seinem väterlichen Gönner in Kaltenkirchen, sondern auch diesem scheinbar chaotischen Wirtschaftssystem sein anfängliches Überleben. Der moralisch-geistige Antrieb all dieser Tätigkeiten war nicht nur die nackte Lebenserhaltung, sondern auch die Hoffnung, ein wirtschaftlich in diesem Ausmaß erfolgreiches Ghetto könne, ja müsse der Vernichtung entgehen, in der, freilich trügerischen Annahme, der Politik der Nationalsozialisten liege, allem rassistischen Geschrei zum Trotz, ein rationales Kalkül zugrunde. Der 1. September 1939, der Überfall auf Polen, hatte indessen schon vom ersten Tag an gezeigt, daß dieser Krieg nicht in erster Linie gegen einen feindlichen Staat, sondern gegen die minderwertigen Rassen der Juden und Polen geführt wurde.

Warschau, 1. 9. 41

Liebe Familie Stockmar,

Ihre Sendung haben wir wiederum mit großer Freude erhalten; beide Päckchen vom 15. 8. kamen unversehrt hier an. Vielleicht ist es aber trotzdem besser, wenn Sie immer einen Zettel beilegen, auf dem der Inhalt kurz verzeichnet ist, oder mir diesen bei Abgang mitteilen, damit man jeweils feststellen kann, ob jemand etwas hinzugelegt hat.

Keinesfalls, darum möchte ich Sie bitten, sollen Sie von Ihrer Wäsche oder Kleidung so gute Stücke opfern, wenn Sie diese noch selbst verwenden können. Denn wie die Dinge nun einmal liegen – wir behalten von dem Zeug gewöhnlich nur das Nötigste, das andere wird verkauft und dient so dem Lebensunterhalt, denn Zeug wird z. Zt. gut bezahlt u. es ist verlockend so zu Geld zu kommen – denn auf der anderen Seite kann man gegen entsprechende Bezahlung alles Lebensnotwendige hier unbeschränkt bekommen. (. . .)

Die Menschen meiner Umgebung sterben der Reihe nach weg. Mein Onkel hat z. Bsp. in wenigen Wochen 3 Schwager u. eine Schwägerin verloren, zwei Schwestern liegen schwer krank, meinem Wirt verhungerten ein Sohn und eine Schwiegertochter. Die Liste wird sich schnell fortsetzen. Nächste Woche werden wir gegen Ruhr geimpft und in den Typhusspitälern liegen 2 bis 3 in einem Bett. (. . .)

Nun aber Schluß! Um 9 h ist Polizeistunde und der Brief soll noch fort. Heute jährt sich der Tag zum zweiten Mal, da der Krieg begann. Ich lag morgens um 9 h im

¹⁹ Wirtschaftliche Situation: Gutman, Yisrael: *The Jews of Warsaw, 1939–1943: Ghetto, Underground, Revolt*. Bloomington 1989, bes. S. 73.
– Wolowski, Alexandre: *La vie quotidienne à*

Varsovie sous l'occupation nazie 1939–1945. Paris 1977, S. 135ff. und S. 200ff. – Ringelblum (wie Anm. 12), S. 62ff.

*Bett in Otwock und träumte von der Zukunft, die sich so plötzlich und schön vor mir geöffnet hatte. (Ich sollte ‚unseren‘ verwaisten Imkereibetrieb übernehmen, auch Gelder für eine Wachszieherei standen zur Verfügung und man wartete nur auf mein ‚ja‘). . . . da fiel 50 m von unserem Holzhaus eine Bombe, – du meine Güte, ich weiß heute noch nicht, wie ich so schnell in die Hosen und auf den Hof kam. Es war nur ein sogenanntes kleines Kaliber, aber daß sogar ich die Detonation gehört habe, sagt wohl mehr. So wurde ich vom Kriegausbruch in Kenntnis gesetzt. Eine treffliche Ouvertüre zu allem was später kam. – Einen kleinen Splitter von der Bombe trage ich bei mir als Amulett; später will ich es dann in Platin fassen lassen, wenn ich wieder Plutokrat sein werde, – Sie kennen ja meine Ambitionen. Bis dahin seien Sie aufs herzlichste begrüßt und vergessen Sie ja nicht ganz die Kartoffeln und
Ihren Josef Gelbart.*

Der Überfall auf Polen, der unermeßliche Schrecken über das Land und seine Bewohner gebracht hatte und täglich neu brachte, gerät in der Perspektive des auch für die Zensur schreibenden Verfassers zum kriegerischen Spektakel, das er mit Humor, Geistesgegenwart und Zuversicht („wenn ich einmal Plutokrat sein werde . . ., bis dahin . . .“) zu meistern versteht, trotz des Scheiterns aller persönlichen Zukunftspläne an diesem Tag.

Brief vom 5. Oktober 1941

An der Ostfront hatte schon bald im Oktober die Schlammperiode begonnen. Der im November einsetzende eisige Winter trifft die deutschen Truppen unvorbereitet. Im jüdischen Warschau aber werden die Menschen geängstigt durch die Zunahme des Typhus und durch Gerüchte, denen zufolge eine Verkleinerung des Ghettos im südlichen Teil vorgesehen ist. Auch hört man von einer geplanten Aussiedlung der gesamten jüdischen Bevölkerung – Aussiedlung, so die von der SS gebrauchte sprachliche Verschleierung für Deportation und Vernichtung.²⁰ Czerniakow, der Judenratsälteste, zitiert den deutschen Ghattokommissar Auerswald mit dem Satz: „Der Ring um das Ghetto schließt sich. Die Bevölkerung wird nach und nach austerben.“ Mit Sicherheit haben all diese Schreckensnachrichten auch Gelbart erreicht, denn das Hauptthema dieses Briefes ist – nach dem überschwenglichen Dank für eingegangene Briefe und Päckchen – der Tod.

Warschau, 5. 10. 41

Lieber Herr Stockmar u. Familie!

(. . .) Ihr Brief war mir ein Gruß aus einer anderen Welt, in der man sich noch um Blumen sorgt – wie fern gerückt ist uns das alles, doch hat mich alles sehr interessiert, was Sie schreiben. Ihr Trost klang nur schon fast wie ein ‚Nekrolog für Jupp‘, doch beabsichtige ich noch einige Zeit zu strampeln, solange die Chance eben

²⁰ Artikel „Deportation“ in: Enzyklopädie des Holocaust (wie Anm. 3), Band I, S. 316–322.

gegeben ist. – Wenn ich Sie nicht für einen großen Lebenskünstler halten würde, den einzigen wohl, den ich kenne, dann möchte ich sagen: Sie bagatellisieren den Tod und damit auch das Leben. Ich glaube, daß jeder seine Vorstellung vom Tode nach seinem eigenen Leben bildet. Ein Mensch, für den der Tod natürlicher Abschluß eines ausgefüllten, schöpferischen Lebens bedeutet, muß zu einer ganz anderen Anschauung kommen wie einer, der diesem Leben noch etwas abzufordern hat, weil es ihm zu viel schuldig blieb. Vielleicht kennen Sie den Stich von Goya (oder ist es Greco?): eine Hand ragt aus dem Grabe hervor und schreibt auf den eigenen Grabstein die Zeichen NICHTS. Man braucht kein Nihilist zu sein, um seine Anschauung vom Tode in diesem Sinne zu bilden. (. . .) Ich glaube, daß es sich verlohnt, dem Kern näher zu kommen. Ihre Vorstellungswelt kann keine Allgemeingültigkeit besitzen. Auch ich glaube an einen endlichen Ausgleich, an eine endliche Harmonie all dessen, was geschieht, aber ob man diese in künftigen Inkarnationen suchen darf u. nicht in diesem Leben suchen muß, bleibt für mich dahingestellt. – Es wäre mir auch zu spekulativ: am Ende reicht es doch nur wieder zum Juden oder zu einem . . . Antisemiten.

In herzlicher Zuneigung und vielen guten Wünschen für Sie und die ganze Familie – im weitesten Sinne – wenn auch nicht namentlich genannt

Ihr Josef Gelbart.

N.S. In letzter Zeit kommen aus allen Städten wieder eingeschriebene Päckchen, die nur 8 Tage brauchen und was wichtiger ist, sicherer zugestellt werden.

Wir gehen einem unvorstellbar schweren Winter entgegen und der Verlust einer Sendung würde uns schwer treffen.

Der Glaubensstreit zwischen dem Anthroposophen Stockmar – „Inkarnation“ ist ja eine zentrale Vorstellung in der Lehre Rudolf Steiners – und dem souverän argumentierenden, religiös ungebundenen Gelbart über den Tod war offenbar durch den Tod des Vaters Gelbart im KZ Sachsenhausen ausgelöst worden. Das Thema erhielt aber auch im ausgehungerten und typhusverseuchten Ghetto eine neue aktuelle Dimension mit dem letzten Satz Gelbarts: „Wir gehen einem unvorstellbar schweren Winter entgegen.“

Briefe vom Oktober 1941 bis Februar 1942

Auch in diesen fünf Briefen steht das Bemühen um die Zusendung nicht nur von Lebensmitteln, sondern auch von Gütern des täglichen Bedarfes obenan. Die Gedanken Gelbarts kreisen unablässig um Kartoffeln, Brot und Fleisch, aber auch um Schuhcreme, Zahnbürsten, ja selbst Batterien²¹ – ein ständiger, alle Kräfte in Anspruch nehmender Kampf um das tägliche Überleben, dessen Geschäftigkeit und unfreiwillige Komik den Verbraucher und Nutznießer der heutigen Überflußgesellschaft immer wieder irritiert. Aber diese Geschäftigkeit dürfte in der Grenzsituation des Ghettos psychologisch entlastend gewirkt haben. Vor allem aber bilden diese

²¹ Batterien benötigte der stark hörbehinderte Gelbart für sein elektrisches Hörgerät.

erbetenen und eingetroffenen Briefe und Päckchen eine Brücke über den Abgrund der Isolation, sind ein Zeichen des Vertrauens und eine Quelle der Hoffnung. Gelbart am 18. November: „Ich wollte, ich könnte Ihnen einmal berichten, wie und in welcher Verfassung uns die Päckchen fanden und welchen Mut wir schöpften aus diesem Nicht-verlassen-sein.“ Das Gefühl des Verlassenseins wurde verschärft, als ab Ende Oktober 1941 der Strom für die elektrische Beleuchtung erst ab 23 Uhr zur Verfügung steht, und man somit ab 17 Uhr im Dunkeln, das nur hin und wieder von Kerzen erhellt werden kann, lebt. Ab 22. Dezember fällt wegen Kohlemangels der Strom völlig aus, und die bis dahin noch mögliche Bestechung der Kraftwerksmonteure ist nun fast unmöglich.²² „Qualvoll“ – schreibt Gelbart – sei diese Dunkelheit. Er erinnert an die Finsternis als eine der zehn im Buch Mose berichteten Plagen Ägyptens, von den blutbedeckten Flüssen über die Seuchen bis hin zu einer Finsternis, die so dicht ist, daß man sie greifen kann – sie alle seien im Ghetto „wahrlich vollzählig“ versammelt. „Lassen Sie mich nicht ohne Licht“, so die flehentliche Bitte um Kerzen im Weihnachtsbrief aus dem Ghetto. Dieser Ruf aus dem der Finsternis preisgegebenen Ghetto mag einer Generation wie der unsrigen, die besonders in der weihnachtlichen Glitzerpracht den Verlust der Dunkelheit beklagt, kaum mehr begreiflich erscheinen.

In den Briefen dieses Winters 1941/42 gibt es nun die ersten Anzeichen für die Vorbereitung des Massenmordes auch an den Warschauer Juden.²³ Beiläufig in zwei kurzen Sätzen erwähnt, deuten die bereits eingeleitete Verkleinerung des Ghettos im Süden und die drohende Zwangsarbeit auf die weitere Verschärfung der Ghetto-situation hin. (Brief vom 25. Oktober und vom 22. Dezember 1941). Die Verkleinerung sollte, wie es in einem Schreiben des NS-Kommissars über den jüdischen Wohnbezirk vom 18. September 1941 hieß, in erster Linie die polizeilichen Kontrollmöglichkeiten bezüglich des Personen- und Warenverkehrs zwischen Ghetto und arischem Teil der Stadt verbessern. Doch gedachte man seitens der NS-Behörden durch den notwendigen Wohnungswechsel von 10 000 Menschen – Gelbart spricht von 80 000! –, die daraus folgende Überbelegung der Häuser und die damit vergrößerte Ansteckungsgefahr einen Selbstvernichtungsprozeß in Gang zu setzen. Die Anzahl der langfristig für die Deportation vorgesehenen Juden sollte damit schon im Vorfeld der Aktion reduziert werden. Gelbart schildert notgedrungen nur punktuell die unbeschreiblichen sanitären und hygienischen Verhältnisse im überfüllten und ausgehungerten Ghetto. Noch immer treffen Tausende von Deportierten aus der Umgebung Warschaus, aus Magdeburg, Berlin und Potsdam sowie aus Böhmen im Ghetto ein. In einem Wohnraum leben nun bis zu 20 Menschen. Im arischen Warschau kommen auf einen Hektar 70 Menschen, im Ghetto dagegen 1170. Viele Straßen sind durch Überfüllung unpassierbar und man konnte sich nur langsam durch die Menge schieben, während einem innerlich graute vor den vor

²² Energieversorgung: Ringelblum (wie Anm. 12), S. 86/87. – Im Warschauer Ghetto. Das Tagebuch des Adam Czerniakow 1939–1942. München 1986, S. 198 (22. 10. 1941), S. 232 (4. 3. 1942).

²³ Deportation: Czerniakow (wie Anm. 22), S. 180, 192, 197, 219 – Wolowski (wie Anm. 19), S. 235ff. – Kaplan (wie Anm. 12), S. 341ff. (7. 6. 1942).

Ungeziefer verseuchten Mänteln, mit denen man fortwährend in Berührung kam. Im Tagebuch Chaim A. Kaplans heißt es über diese Zeit: „Eine ganze Gemeinschaft von 400 000 Menschen stirbt dahin und ihr seelischer Zustand grenzt an Wahnsinn.“²⁴ Die Anordnung, sich ein Paßbild zu verschaffen, und zwar zum Zwecke der offensichtlich nun auch auf den damals 28jährigen Gelbart zukommenden Zwangsarbeit, rückt die zweite, der Deportation vorausgehende Maßnahme der Nazi-Behörden ins Blickfeld. Schon seit dem 26. Oktober 1939 war durch eine Verordnung des Generalgouverneurs Hans Frank der Arbeitszwang für die jüdische Bevölkerung eingeführt worden.²⁵ Ihr konnte aus organisatorischen Gründen nur schubweise und in zahlenmäßig beschränktem Umfange Folge geleistet werden. Vielleicht erklären diese Schwierigkeiten die relativ späte Erfassung Gelbarts. Dieser ironisiert sein bevorstehendes Schicksal mit dem Satz „muß nicht unbedingt erfreulich sein“ (man liest es im gegenteiligen Sinne!), vielleicht auch um die Zensurbeamten zu täuschen. Ob Gelbart wußte, was Zwangsarbeit damals bedeutete? Die Arbeiten wurden in Lagerorganisation vorgenommen, vor allem bei Entwässerungsprojekten und Flußregulierungen an Weichsel, Bug und anderen Flüssen. Der Judenrat war verpflichtet, täglich eine bestimmte Anzahl jüdischer Arbeitskräfte bereitzustellen. Offenbar bestand die Möglichkeit, sich durch Zahlung einer Geldsumme von der in der Regel zweijährigen Einberufung freizukaufen. Die wenigen damals entstandenen Fotos belegen die unmenschlichen Arbeitsbedingungen in den Lagern unter der grausamen Knute ukrainischer und lettischer Wachmannschaften. Diese Zwangsarbeiterlager des Generalgouvernements weisen modellhaft auf die späteren KZ- und Vernichtungslager hin. Von all dem kann Gelbart nicht offen reden – es wäre glatter Selbstmord. In den Tagebüchern aber wird von den brutalen Menschenjagden in den Straßen des Ghettos berichtet, wo mit Trillerpfeifen, Peitschen und Hunden die geforderte Zahl von Juden zusammengetrieben wurde. Auch in diesen Arbeitslagern stand das Ziel der „Judenvernichtung durch Arbeit“ im Vordergrund, wie das dann im Wannsee-Protokoll im Januar 1942 seinen amtlichen Ausdruck gefunden hatte. Bedenkt man all diese für die Ghattobewohner heraufziehenden Schrecken, so ermißt man die wegen der Zensur oder zur Selbstberuhigung in den Worten „nicht erfreulich“ liegende groteske Verharmlosung dieser für wahnhaft und deswegen für unglaublich gehaltenen Maßnahmen. Gelbart gab sich freilich tröstlichen Illusionen hin, wenn er am 1. Februar 1942 schreibt, das mit der Zwangsarbeit sei „nicht so heiß“, und er werde wohl im Frühjahr mit seinen Freunden in der Landwirtschaft tätig sein können. Diese irrealen, aber vielleicht existentiell notwendigen Hoffnungen der Ghattobewohner waren die tiefere Ursache für das Fehlen fast jeden jüdischen Widerstandes bis zum Januar 1943.

²⁴ Kaplan (wie Anm. 12), S. 225.

S. 1640–1643. – Kaplan (wie Anm. 12), S. 226 (29. 8. 1940), 230 (14. 9. 1940).

²⁵ Zwangsarbeit: Artikel „Arbeitszwang“ in Enzyklopädie des Holocaust (wie Anm. 3), Band III,

Warschau, den 25. 10. 41

Lieber Herr Stockmar u. Familie!

(...) Dieser Brief kann und soll nicht ausdrücken, was ich für Sie empfinde, wenn ich heute meiner Mutter Weizenbrötchen, Milch und frische Butter geben kann u. wenn sie an der Orangenmarmelade nippt. Doch es wird nie vergessen werden. In diesen Tagen ziehen 80 Tausend Menschen aus anderen Teilen dieses Viertels hierher, da dieses verkleinert wird. Es fällt ein nasser Schnee und es ist schon recht kalt. (...)

Mit allen guten Wünschen für Sie und alle den Ihren

Ihr Josef Gelbart

Warschau, den 18. 11. 41

Lieber Herr Stockmar u. Familie!

(...) Ach, alles was Sie da geschickt haben, war ja so viel und so köstlich und wir beide schöpfen Mut daraus. (...)

Wie zermürend waren diese Tage. Licht haben wir in unserem Viertel nur von 23–7 Uhr. Zwar gibt es Kerzen, – aber diese kosten einen halben Zl. (von der Brenndauer einer Tannenbaumkerze) u. man spart daran, indem man im Dunkel lebt, soweit das geht. (...) Ich habe nun keine Ängste, um ein paar Zl. anzustehen und kann meine Mutter aufpäppeln. Sie muß schnell wieder hoch, denn das Schicksal wartet nicht und ein grausiger Winter pocht an der Tür. Wir selbst leben in einem wahren Eissarg, was natürlich die Rekonvaleszenz erschwert. Gleichzeitig mit meiner Mutter lagen nebenan bei N(achman) noch zwei Fälle an dem gleichen Leiden. Meine Tante und mein Onkel arbeiten und wir stehen überhaupt nicht auf gutem Fuße miteinander, so daß die ganze Pflege und all das Schwere auf meinen Schultern blieb. Und da fehlen oft die elementarsten Dinge Feuer, Wasser, Licht, da kann man schon deswegen verzweifeln. Gewiß, ich hatte und habe die volle Unterstützung meines Freundeskreises und die Krankenschwester, die mir oft behilflich war, hat das Möglichste getan, um über die Wochen zu kommen. (Es ist das ein Mädel aus Danzig, das vor einigen Monaten tragischerweise die Mutter am Flecktyphus verlor).

Ich wollte, ich könnte Ihnen einmal persönlich berichten, wie und in welcher Verfassung uns die Päckchen fanden, als diese eintrafen und welchen Mut wir schöpften aus diesem Nicht-verlassen-sein. Haben Sie Dank für alles und vor allem auch für Ihren Brief. Ich weiß, was das heißt, wenn Sie mir sagen, daß Sie mich nicht im Stich lassen! (...)

Ich glaube manchmal, wir alle sehen den Frühling nicht. – Doch manchmal ist es gut, die Augen vor dem Kommenden zu schließen, sonst kann man auch für die Stunde nicht leben.

Ich hätte Ihnen gerne mehr gesagt, als aus diesen Zeilen spricht – doch später, wenn ich meine Ruhe wieder habe. Ich bin auch nicht ganz auf dem Damm heute. (...)

Lassen Sie mich für heute schließen mit vielen Wünschen, Dankesworten und Herzlichkeit

Ihr Jupp!

Warschau, den 24. 11. 41

Lieber Herr Stockmar u. Familie!

Vergeblich suche ich in meiner Erinnerung, ob ich jemals schon Wochen durchlebt habe, die so schwer waren wie diese. Es ist inzwischen Winter geworden und meine Mutter liegt noch immer. Genesung – wieviel Glückseligkeit liegt sonst in diesem Wort. Aber man muß gesehen haben, wie unser Leben hier aussieht, um ahnen zu können, was es heißt, heute nicht gesund zu sein. Meine Mutter ist völlig ausgebrannt vom Fieber und zum Skelett abgemagert. (. . .) Und so liegt sie weiter in einem kahlen Zimmer, ohne Möbel, bei einem rauchenden Ofen und das Fenster ist gar nicht zu reparieren, denn dicke Eiszapfen liegen immer auf der Fensterbank. Das sind so einige Farben aus unserem Kolorit. (. . .) Das Schlimmste, was geschehen könnte und was nicht sein darf, wäre daß meine Mutter bettlägerig bleibt: dann wären beide verloren. (. . .)

Ehe ich es noch vergesse: ich bitte Sie im Dezember wieder einige Kerzen zu senden. Sie machen sich keinen Begriff, wie qualvoll es ist, auch noch die Elektrizität zu vermissen. Ich kann erst heute verstehen, wieso Finsternis zu den 10 Plagen gehört, die bei uns wahrlich vollzählig sind. (. . .)

Mit den herzlichsten Grüßen
und vielen guten Wünschen
Ihr Jupp.

Warschau, den 22. 12. 41

Lieber Herr Stockmar u. Familie!

Weil morgen Weihnachten ist, schreibe ich Ihnen sogar mit einem Goldrand – obgleich das Jahr so trübe ausklingt. Und da ich mich gestern fotografieren ließ – (der Anlaß: Registrierung zur Zwangsarbeit, muß nicht unbedingt erfreulich sein) so habe ich gleich einen Abzug machen lassen, den ich beifüge, ‚mit eigenem Namenszug‘ – damit Sie mich auf diese Weise einmal wieder vor Augen bekommen und behalten. Auch posthum. Und damit die schönen Päckchen nicht immer ins Wesenlose gehen. Ich wollte nur, ich könnte mir auch von Ihnen ein Bild machen. Also Päckchen: das einzig Wichtige natürlich. Gleich vier Stück mit folgendem Inhalt kann ich Ihnen bestätigen:

- 1) Jacke, Weste, Strümpfe, Batterie
- 2) Flocken, Bohnen, Honig, Pullover
- 3) Bohnen, Zahnpasta, Seife
- 4) Nivea, Gries, Spaghetti, Keks, Kerzen. Wie immer alles köstlich. – (. . .)

Wenn ich mich niedersetze, um Ihnen zu schreiben, dann geschieht das immer – hier wurde ich unterbrochen, denn der Bote bringt gerade eine Karte von Ihnen – in einem Wirbel von Gefühlen, die in Worte zu fassen, mir sehr schwer fällt. Es ist, als haben die letzten Monate alles bei mir verschüttet, was sonst das Leben ausmacht. (. . .)

So, meine lieben Stockmars, nun wünsche ich Ihnen, daß das kommende Jahr besser beginnen möge, als das alte endigt. Frohe Feiertage zu wünschen ist heute schwer, der Brief kommt wohl auch nicht mehr zeitig genug – aber ich möchte hof-

*fen, daß in diesen Tagen Wehmut und Schmerz nicht überwiegen.
Und wenn Sie mir wieder schreiben, so muß es kein Brief mit Goldrand sein, aber
ein Silberstreifen, wenn auch nur ein schmaler – dafür wäre es Zeit!
Nochmals, meiner und meiner Mutter innigsten Wünsche und Grüße für Sie alle.
Ihr getreuer
Jupp.*

Warschau, den 1. Februar 42

Lieber Herr Stockmar!

*(...) Das neue Jahr hat gar nicht gut für uns begonnen. Aber ich kann doch nicht in
allen Briefen jammern. Ich selbst bin heute zuerst von meiner Pritsche aufgestan-
den, seit 10 Tagen. Ein Furunkel am Knie hatte mich lahmgelegt. Gleichzeitig liegt
die Schwester meiner Mutter (aus Harburg) am Flecktyphus schwer darnieder. Sie ist
schon seit 8 Tagen nicht bei Sinnen. (...) – doch heute gibt es für alle nur eine
Sorge, die schweren Monate Febr. u. März zu überleben. Alles ist krank und zer-
mürbt, es gibt kein Wasser, da alles eingefroren ist, kein Ausguß und überall häuft
sich der Schmutz. Ach, es ist alles ohne Ufer...*

*Was die Zwangsarbeit betrifft, so ist das wohl nicht so heiß. Es gibt da viele Nuan-
cen und gerade ich hätte Ihnen dazu viel zu schreiben, was später auch geschehen
soll. Wenn ich bis zum Frühjahr soweit erholt bin, daß ich fest auf den Beinen
stehe, werde ich mit meinen Freunden wohl in der Landwirtschaft tätig sein kön-
nen. Auch sind noch Bemühungen im Gange betr. Kerzenherstellung. – Gewiß wer-
den auch Arbeitsmöglichkeiten gegeben sein, ... – Doch es scheint sicher, wenn ich
gekräftigt sein werde, sind bessere Möglichkeiten für mich vorhanden. (...)*

Indessen seien Sie alle bestens begrüßt

von Ihrem

Josef Gelbart

Vielleicht ist das von Gelbart betonte „Verhängnis der Bettlägerigkeit“ als ein Hinweis auf die bald durch die Wirklichkeit bestätigten Deportationsgerüchte im Ghetto zu verstehen, denen zufolge die Schwerkranken als erste in die Vernichtungslager gebracht wurden.

Briefe vom 13. April und 4. Mai 1942

Der strenge Winter 1941/42 – der ja auch dazu beigetragen hat, daß die deutschen Truppen vor Moskau den zum Greifen nah scheinenden Sieg vor Moskau nicht errangen – hat offensichtlich tiefe körperliche und vor allem auch seelische Spuren bei den beiden Gelbarts zurückgelassen: der Ton der folgenden Briefe ist noch ernster und verzweifelter, noch endzeitlicher und todesnäher geworden. In vielen Bildern zeichnet sich die Grundsituation eines Menschen ab, über dem, allen Rettungsbemühungen zum Trotz, zuletzt, einem sinnlosen Zufall folgend, die Falle zuschnappt. Gelbart stellt die alte Hiobsfrage: Warum dies alles mir? Er sucht in tiefster existentieller Erschütterung, „im Angesicht des Todes“, ohne Hoffnung, nach der überwindenden geistigen Kraft. Er betont immer wieder, wie zufällig und unver-

schuldete er in das Inferno des Ghettos hineingeraten sei, dessen polnisch-jüdische Mehrheit ihm als einem sich emanzipiert und assimiliert fühlenden deutschen Juden gewiß wenig bedeutete. Aber waren die von vielen deutschen Juden verachteten „Ostjuden“ etwa mehr schuld an ihrem Ghettoschicksal und waren sie nicht vielmehr ebenso wie Gelbart unschuldige Opfer administrativer Willkür und terroristischen Rassenwahns?

Josef ist nun schwer krank geworden, der Flecktyphus hat ihn „zerbrochen“ und der jähe körperliche Zusammenbruch, den Gelbart auch auf die verschmutzte und verfaulende Wohnung zurückführt, macht die Einweisung in eines der wenig geschätzten Ghattokrankenhäuser unausweichlich. Wie Gelbart und seine Mutter erkrankten in der Zeit zwischen April 1941 und Mai 1942 100 000 Menschen an der typischen Ghettohungerkrankheit, dem Flecktyphus, aber auch an Geschwülsten und Hungerödemen. An einem Tag, dem 28. Juli 1941, so berichtet Czerniakow, gab es 70 neue Typhusfälle.²⁶ Die deutschen Behörden rührten keinen Finger, entsprach dieser Massentod doch ihren eigenen Plänen, der zudem die Notwendigkeit der Ghettoisierung noch einmal zu rechtfertigen schien. Der Judenrat immerhin veranstaltete Seuchenkonferenzen und richtete riesige Desinfektionsanstalten ein. In den überfüllten Krankenhäusern (Gelbart berichtet von zwei bis drei Patienten in einem Bett!) besaßen die ratlosen Ärzte kaum Impfstoffe zur Bekämpfung der Krankheit, doch dokumentierten sie die Verbreitung der Epidemie in 25 000 Krankenblättern für die Nachwelt und führten unter ideologisch stimmigen Tarnbezeichnungen wie „Blut und Rasse“ – verbotene – Einführungskurse in die Seuchenbekämpfung durch. Gelbart selbst, obwohl unter diesen Umständen keineswegs genesen, erbat schon bald seine Entlassung und versorgte in stark geschwächtem Zustand, „am Rande des Grabes“, seine ebenso kranke Mutter. Diese Umstände erklären die verzweiflungsvollen Ausbrüche in den Briefen dieser Wochen. Die materielle Situation Gelbarts ist zwar immer noch wesentlich günstiger als die der meisten anderen Ghattobewohner – er ist z. B. noch in der Lage, eine Geldsumme nach Deutschland zum Kauf von Kleidern zu überweisen – trotzdem bemächtigt sich auch seiner mehr und mehr die Verzweiflung der Nachbarn und Verwandten. Sein Hauswirt habe in den vergangenen Wochen sein Letztes verkauft und werde dennoch verhungern, berichtet er nach Kaltenkirchen. Ein Onkel und eine Tante arbeiteten in einer Schneiderwerkstatt, einem jener berüchtigten Ghattoshops, wie man damals sagte, die unter der Leitung eines profitsüchtigen nazistischen oder polnisch-antisemitischen Unternehmers für die Wehrmacht Uniformen, Mäntel, Pelzmützen u.ä. produzierten und dabei ihre jüdischen Arbeiter brutal ausbeuteten.²⁷ Allein die Hoffnung, für die deutsche Kriegswirtschaft unentbehrlich zu sein und damit eine Überlebenschance zu haben, ließ die ca. 80 000 jüdischen Arbeiter und Arbeiterinnen dieser Shops die tägliche Schinderei ertragen. Gelbart schreibt von Onkel und Tante, sie besaßen nur noch das, was sie auf dem Körper

²⁶ Seuchen: Vgl. Czerniakow (wie Anm. 22), S. 174. – Ainsztein (wie Anm. 18), S. 19. – Szarota (wie Anm. 3), S. 65f.

²⁷ Wolowski (wie Anm. 19), S. 135ff., 200ff. – Schwarberg (wie Anm. 18), S. 13ff., 20ff.

tragen, und obwohl sie fast zwölf Stunden bei der Arbeit seien, reiche der Verdienst nicht einmal zum Kauf von genügend trockenen Brotes. Auch die jüdische Arbeiterschaft dieser Shops mußte nach grauenhaften Hetzjagden und Selektionen den Weg in die Vernichtungslager antreten. Gelbart meint an einer Stelle, man müßte die Feder eines Dostojewskij führen, um die Erlebnisse und Schrecknisse des vergangenen Winters schildern zu können. Vielleicht denkt er an dessen „Aufzeichnungen aus einem Totenhouse“, der Erzählung seiner vierjährigen Verbannungszeit in Sibirien. Hier wurde das Böse in der menschlichen Seele und die unglaubliche Leidenszumutung und Leidensfähigkeit des Menschen literarisch gestaltet – dies waren ja auch authentische Ghettoerfahrungen in der polnischen Hauptstadt, über der unablässig die Todesengel schwebten.

Warschau, den 13. 4. 42

Lieber Herr Stockmar!

(...) Eine Blutuntersuchung ergab erst hier, daß ich Typhus gehabt hatte. Sie können sich denken, daß ich im Seuchenspital alles andere gehabt habe als die notwendig gewordene Pflege, sodaß ich das S(pital) verließ auf eigenen Wunsch, sobald sich die Entzündung gebessert hatte. Aber ich verließ es als Skelett und mit einer leichten Halsentzündung. In den nun folgenden Tagen wuchs sich diese aus – ergriff Mandeln und Rachen und brachte mich an den Rand des Grabes. (...) Daß ich heute noch lebe, verdanke ich zum größeren Teil wohl Ihnen. (...)

Es soll bei diesen dünnen Worten nicht bleiben, sobald ich mich ein wenig erhoben habe, soll ein sehr ausführlicher Brief folgen, damit Sie (und m. Bruder) überhaupt verstehen, was geschah. Ich kann Ihren Trost nicht nehmen, wenn ich sehe, wie wir beide schuldlos – gewissermaßen aus ‚Zufall‘, aus Schwäche und Kranksein der Vernichtung entgegengehen. – Aber ich will es immer und immer noch einmal versuchen, wie Sisyphus. Wenn Sie können, helfen Sie mir weiter und wenn das Maß noch so gering ist. (...) Ich weiß, welch ungeheure Zumutung darin liegt, Ihnen dauernd mit unserer Not zur Last zu liegen, aber ich glaube – wenn die Zeit kommt, macht Gott die Tür schon selber zu.

Sie werden mehr von mir hören, damit Sie verstehen. Ich werde Ihren Rat brauchen, denn ich habe die Ruhe, von der Sie schreiben, daß sie Fundament ist, schon lang verloren. Der Boden schwankt unter den Füßen, wie kann ich heute Stellung nehmen. Möchte aber mehr darüber wissen: Wie kann und soll man leben im Angesicht des Todes.

Ich grüße Sie und Ihre Lieben aufs herzlichste und bitte Sie, mir zu schreiben, ob ich noch hoffen soll.

Ihr Josef Gelbart

Warschau, den 4. 5. 42

Mein lieber getreuer Chef, meine liebe Familie Stockmar!

(...) Die vergangenen Tage waren ein einziges Fiebern – auch dann, wenn ich scheinbar gesund auf den Beinen war. Aber dieser Winter ist über meine Kraft gegangen, und nur der Himmel weiß, ob sich mein zerbrochenes Leben noch ein-

mal wird flicken lassen. Der Frühling läßt heuer allzulang auf sich warten, und wir haben noch keinen lauen Tag gehabt – doch vielleicht, vielleicht gelingt es den ersten wärmenden Sonnenstrahlen, Schwermut und Schwäche ein wenig zu verscheuchen. (...)

Es ist schwer, gewissenhaft zu berichten, was im Vergangenen geschehen ist, es ist fast unmöglich, jedenfalls mir und heute. Man müßte schon die Feder eines Dostojewskij führen. Ich kann auch heute noch nicht chronologisch berichten – nur bruchstückweise – vielleicht kommt bald ein freundlicherer Tag, dann will ich wieder schreiben.

Es ist ja nicht unmöglich, daß meine Hoffnungslosigkeit ein Produkt des Überstandenen ist und Lebensangst vor dem Kommenden, aber ich glaube doch, daß der Typhus unser Leben zerbrochen hat. Meines und als Folge wiederum das meiner Mutter. (...) Dann entsteht auch oft die alte Hiobsfrage ‚Warum dies alles mir?‘ Und wenn ich so zurückdenke und den Kern suche, dann bietet sich ein Bild dar, das einfach eine Häufung von Zufälligkeiten darstellt und diese Häufung mußte in diesem Winter zur Katastrophe für uns beide (ebenso für Tante und Onkel) werden. Und das eigenartige ist, daß ich das alles vorher gewußt habe. Man konnte sich das fast an den Fingern abzählen – und ich habe natürlich den Versuch gemacht, dem Schicksal auszuweichen (z. Bsp. die Wohnung zu wechseln), doch ist es mir immer so ergangen wie zwei ungleichen Partnern beim Mühle-Spiel: der schlechtere vermeint immer einen guten Zug zu tun – da schließt ihm der Widerpart die Mühle. (...)

Ich selbst bin an die Grenze des Möglichen geschwächt. (...) Ich habe immer den Wunsch, so zu schreiben, ‚wie es ist‘, aber man muß an der Unmöglichkeit scheitern. Ich müßte über so viel Faktoren berichten: über meine Freunde, über meinen Wirt (der in diesen Wochen sein letztes verkauft hat und doch mit seiner Familie verhungern wird in den nächsten Wochen), von Tante und Onkel, die beide in einer Schneiderwerkstatt arbeiten! Beide bedeuten uns nicht viel, aber das Kranksein hat uns doch ein wenig näher gebracht. Sie besitzen nur das, was sie auf dem Körper tragen, und obgleich sie fast 12 Stunden auf Arbeit sind (Soldatenkleidung etc.), reicht der Verdienst nicht auf genügend trockenen Brotes. (...) An dem Spätherbst-Tage, da meine Mutter abends von der Suppenküche zurückkam mit den Worten: ‚Du, Josef, ich glaube, ich habe Fieber‘, brach alles nieder. Der überaus harte Winter, die verfaulende Wohnung und so vieles andere zermürbten Kräfte und Lebenswillen.

Brief vom 7. Mai und Karte vom 20. Mai 1942

Die beiden letzten Nachrichten Gelbarts aus dem Ghetto vermitteln den Eindruck abgrundtiefer Hoffnungs- und Ausweglosigkeit, der nur durch das emsige Bestätigen eingetroffener Sendungen und dringender Bitten um weitere überlagert wird. Die Briefe schildern die von schwerer Krankheit und menschlicher Isolation, aber auch durch das Vorhandensein ausreichender Lebensmittel bestimmte Situation der Familie. Verwandte und Bekannte geben Lebenszeichen vom See Genezareth, vielleicht von dem schon 1937 gegründeten Kibbuz Ginossar, und vom Internierungsla-

ger in Südfrankreich, vielleicht Gurs in den Pyrenäen.²⁸ Damit werden Palästina und Frankreich als weitere jüdische Schicksalsstationen genannt. Vor allem aber spricht der Brief vom 7. Mai zum ersten Mal von der drohenden Deportation der Warschauer Juden. Und wenn Gelbart an dieser Stelle von einer Entscheidung über Sein oder Nichtsein spricht, dann ist klar, daß er weiß, was diese Deportation in Wirklichkeit bedeutet: nämlich „Vernichtung“.²⁹ Freilich verwendet Gelbart nicht das Wort Deportation, er spricht zensurbewußt von der Möglichkeit, daß ein Teil der Bevölkerung Warschau verlassen muß. Wie auch die meisten Ghettobewohner klammert er sich an die absurde Hoffnung, nur die erst nach dem Polenkrieg ins Ghetto gekommenen Juden seien für diese Deportation vorgesehen, nicht aber diejenigen, die wie die Gelbarts schon zwei bis drei Monate vor dem 1. September in Warschau gemeldet waren.

Die Deportation ist schon früh Gegenstand von Gerüchten im Ghetto. Auch der Judenratsvorsitzende Czerniakow erwähnt sie und glaubt auch bei offiziellen Konferenzen mit den NS-Behörden davon gehört zu haben. Immer wieder führen diese Gerüchte zu panikartigen Reaktionen der Bevölkerung. Am 18. März 1942 erfährt Czerniakow von der Aussiedlung – wie die NS-Sprachregelung lautete – der Bevölkerung Lembergs ins Lager Belzec, in das erste Vernichtungslager im Generalgouvernement, und am 3. Mai spricht er von den ihm zu Ohren gekommenen Plänen, denen zufolge die „unproduktive“ Bevölkerung des Ghettos ausgesiedelt werden solle. Nur vier Tage später am 7. Mai erwähnt Gelbart zum ersten Mal die drohende Deportation, die nun als unentrinnbares Schicksal in das Bewußtsein der von nacktem Entsetzen gepackten Bevölkerung zu treten beginnt.

Schon im Zeitraum Dezember 1941 bis April 1942 erreichen die Menschen im Ghetto die ersten Nachrichten aus den Vernichtungslagern Chelmno bei Posen und Belzec an der polnisch-sowjetischen Grenze, wo damals schon 40 000 Angehörige der jüdischen Bevölkerung Lublins ermordet worden sind. Unter den ersten Deportierten befanden sich sogenannte Flüchtlinge (also die erst später von anderen Städten ins Ghetto eingelieferten Juden), sowie Krankenhauspatienten, Schwerkranke und Sterbende. Daraus erklärt sich auch die Hoffnung Gelbarts, verschont zu werden, erklärt sich aber auch sein ahnungsvoller Ausruf auf seiner letzten Karte: „Weh dem, der schwach wird!“ (denn dieser geht als erster in die Deportation).

Es ist bemerkenswert, wie rasch geheimgehaltene Entscheidungen über die Ermordung der jüdischen Bevölkerung gerüchtweise die Ghetto-Öffentlichkeit erreichen. Schon vier Wochen nach der Beauftragung Heydrichs mit Vorbereitungsmaßnahmen für die Ermordung der jüdischen Bevölkerung am 31. Juli 1941 verbreiten sich im Warschauer Ghetto erste, die Aussiedlung betreffenden Gerüchte. Der Generalgouverneur Hans Frank kündigt in einer Rede in Krakau am 16. Dezember

²⁸ Artikel „Gurs“ in Enzyklopädie des Holocaust (wie Anm. 3), Band I, S. 583–585.

²⁹ Hilberg, Raul: Die Vernichtung der europäischen Juden. Frankfurt/M. 1990. – Artikel „Aktion Reinhard“ und „Treblinka“ in: Enzyklo-

pädie des Holocaust (wie Anm. 3), Band I, S. 14–18, und Band III, S. 1427–1432. – Wulf, Josef: Das Dritte Reich und seine Vollstrecker. Die Liquidation von 500 000 Juden im Warschauer Ghetto. München 1978. – Czerniakow (wie Anm. 22), S. 198 (25. 10. 1941).

1941 die Vernichtungsaktion an: „Die 3,5 Millionen Juden im Generalgouvernement können wir nicht erschießen, wir werden aber doch Eingriffe vornehmen können, die irgendwie zu einem Vernichtungserfolg führen.“ Nachdem Himmler am 19. Juli 1942 die Auflösung aller Ghettos angeordnet hatte, läuft fünf Tage später, am 22. Juli, in Warschau die Deportation als sogenannte „Aktion Reinhard“ unter dem Kommando des Höheren SS- und Polizeiführers Globocnik und dem ihm unterstellten SS-Sturmführer Höfle an.³⁰ Sie wird organisiert vom Judenrat, der verpflichtet ist, jeden Tag bis 16 Uhr 1 600 Menschen aus dem Ghetto auf dem sogenannten „Umschlagplatz“ zur Deportation bereitzustellen. Sie wird polizeimäßig durchgeführt von der SS, deutscher Polizei und ihren ukrainischen und lettischen Schlägerbanden, auch jüdischer Polizei, die mit Häuserumzingelungen und Razzien die geforderten Kontingente unter unvorstellbaren Greueln zusammentreiben. Im Tagebuch Chaim A. Kaplans vom 22. und 27. Juli 1942 heißt es: „Ich habe nicht die Kraft, eine Feder in meiner Hand zu halten. Ich bin gebrochen, zerschmettert. Meine Gedanken gehen durcheinander. Ich habe das jüdische Warschau in 40 ereignisvollen Jahren gesehen, aber niemals bot sich mir ein solcher Anblick. Das Ghetto hat sich in ein Inferno verwandelt. Die Menschen sind zu Tieren geworden. Sie werden in den Straßen wie Tiere im Wald gejagt. Männer, Frauen und Kinder: Ihr Schreien und Wehklagen reißt einem das Herz aus dem Leibe.“

Bis zum 21. September wird der größte Teil der Bevölkerung in das 80 Kilometer entfernte Vernichtungslager Treblinka transportiert. Hier wurden ca. 254 000 Menschen aus dem Warschauer Ghetto durch das den Dieselmotoren entströmende Monoxydgas ermordet. Zwar ahnte man im Ghetto, was sich in Treblinka zutrug, doch erweckte die steigende Produktivität der Ghettoindustrie und die abflauende Seuche im Sommer 1942 Hoffnungen auf eine gewisse Stabilisierung der Verhältnisse, auch schienen die deutschen Rückschläge an der Ostfront den Juden eine neue Überlebensperspektive zu versprechen, und durch die Tarnbezeichnung „Arbeitseinsatz“ verlor die Deportation für viele ein wenig von ihrem Schrecken. Die perfide ausgeklügelten Täuschungsmanöver wiegten die Menschen in Sicherheit. So bemerkte noch zwei Tage vor Beginn der Aktion ein führender NS-Funktionär im Gespräch mit Czerniakow zu den Deportationsgerüchten, „alles was die Leute reden, sei Quatsch und Unsinn“. Umso härter traf der Schock der schlagartig einsetzenden Deportation die meisten Menschen im Ghetto.

7. 5. 42

(...) Heute scheint zum ersten Mal die Sonne ein wenig und man ahnt, daß Frühling ist. Meinen ganzen Willen hatte ich darauf konzentriert, gestärkt in diese Jahreszeit zu gelangen, um draußen arbeiten zu können, doch nun ist alles hoffnungslos. Meinen Freunden fehlen alle Hilfsmöglichkeiten und das Leben ist sehr, sehr schwer hier geworden. (...)

³⁰ Frank-Rede zitiert nach: Krausnick, Helmut: Judenverfolgung. Die Durchführung der „Endlösung“ in Polen, in: Anatomie des SS-Staates, Band 2. München 2. Aufl. 1979, S. 334. –

Faschismus – Ghetto – Massenmord (wie Anm. 12) S. 303. – Czerniakow (wie Anm. 22), S. 180 (27. 8. 1941). – Ainsztein (wie Anm. 18), S. 31.

Ich mache mir auch Sorgen um die kommenden Tage, denn ich glaube, daß diese entscheiden werden über Sein oder Nichtsein. Es ist möglich, daß ein Teil der Bevölkerung Warschau verlassen müssen, man weiß zwar noch nichts Sicheres, aber man hört oft, daß es sich um jenen handelt, der nach dem Kriege hierher kam. (Wir beide sind ja schon 2–3 Monate vor Ausbruch des Krieges hier gemeldet). Noch vieles andere muß sich entscheiden und ich möchte Sie (und auch Bernhard) auf dem Laufenden halten, solange es geht.

Aus Palästina kam f. m. Tante am Tage, da seine Mutter sich zum ersten Mal aus dem Bett erhob, eine Rote-Kreuz-Nachricht ihres Sohnes, wonach er sehr glücklich in einer Siedlung am Genezareth-See lebe. Leider fehlt bis heute jede Nachricht meines sonst so findigen Bruders.

Sie entsinnen sich gewiß an Frl. Mast aus Mannheim, die einmal kurz mit Ihnen korrespondierte. Auch von ihr erhielt ich eine R. K. Anfrage aus dem Camp in Südfrankreich. (...)

Es bedrückt mich, daß es so kommen mußte und Sie müssen mir verzeihen, daß ich Ihnen das alles nur wieder mit Briefen voll neuer Bitternis entgelten kann. ‚Erst nach Mitternacht wird es am dunkelsten‘, sagten Sie mir einmal. Ich hatte geglaubt, es wäre schon 12 Uhr. (...)

Gott sei Dank, die Seiten sind nun gefüllt, so daß ich aufhören muß mit meinem unzulänglichen Gemälde. (...) Ob Sie weiter Ihre Hand über uns halten können oder nicht, Ihre Freundschaft und Herzlichkeit möchte ich nie verlieren. Es ist sonderbar, daß in den Stunden größter Not mir hier kaum ein Weg offen steht, meine besten Freunde nicht für mich erreichbar sind und Natur und Menschenwerk sich erschöpft zeigen.

Seien Sie begrüßt, auch von meiner Mutter, die Sie ebenso, wie ich der tiefsten Dankbarkeit versichert.

Mit den besten Wünschen

Ihr Jupp.

Warschau, den 20. 5. 42

Lieber Herr Stockmar! Liebe Familie Stockmar!

(...) Mir selbst will es gar nicht gut gehen, ich bin sehr schwach und von Gott und allen verlassen, darf jedoch die Hoffnung nicht aufgeben, denn ich habe vor einigen Tagen meine Mutter ins Krankenhaus gebracht, wo sie übermorgen operiert werden soll. Das alles geht über meine Kräfte. Aber es mußte sein und so mußte ich Amen sagen, obgleich der Zeitpunkt ungünstiger nicht hätte sein können. Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß sich alle Türen schließen. Die Sonne scheint und es ist Frühling – auch hier – aber weh dem, der schwach wird.

Lieber Herr Stockmar, Sie alle dürfen von mir jetzt wesentliche Briefe nicht verlangen. Aus der Art, wie ich Ihnen schreibe, ersehen Sie gewiß, daß es ohne die nötige Sammlung geschieht, wundern Sie sich bitte nie und vertrauen Sie Ihrem alten Jupp, was auch immer geschehen mag. (...)

Im übrigen ist es gleichgültig, was Sie schicken. Nur ziehen Sie Ihre Hand in diesen dunklen Stunden nicht zurück und verzeihen Sie, daß ich Ihnen so viel Umstände



Die letzte Nachricht von Josef Gelbart: Am 20. Mai 1942 schreibt er diese Karte der Familie Stockmar. Gelbart bittet abermals um die Zusage von Lebensmitteln für sich und für die kranke Mutter, dazwischen eine Passage, die eine Anspielung auf die drohende Deportation sein

könnte: „Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß sich alle Türen schließen. Die Sonne scheint und es ist Frühling – auch hier – aber weh dem, der schwach wird.“
Auf der Briefmarke der Arkadenhof der Alten Universität in Krakau mit dem Kopernikus-Denkmal.

bereite. Aber ohne Brot und Butter bringe ich meine Mutter nie durch. Gern hätte ich etwas Traubenzucker, Batterie, etwas Brotaufstrich – ach ich brauche nicht aufzuzählen, – was von Ihnen kommt, war immer herzerquickend. Gern hätte ich auch im Willerschen Garten wieder ‚raubiert‘,³¹ wie stehen dort die Kartoffeln? Doch das nur als Scherz.

Lassen Sie mich bitte recht bald von Ihnen hören, seien Sie mir nicht böse und – nochmals – vertrauen Sie Ihrem alten Jupp.

Mit dieser fast verzweiften Bitte bricht der schriftliche Dialog zwischen Josef Gelbart und Hans Stockmar jäh ab, und die Lebensspur des 28 Jahre alten deutsch-polnischen Juden verliert sich im Unbekannten. Erlag er gleich Tausenden der Ghettobevölkerung seiner schweren Krankheit oder wurde er gerade wegen dieser Krankheit ein erstes Opfer der Deportationszüge nach Treblinka? Wir wissen es nicht.

Mit dieser von Josef Gelbart geahnten und vielleicht noch miterlebten oder gar miterlittenen Katastrophe endet aber auch die Geschichte des 1939 3,3 Millionen Menschen zählenden Ostjudentums, das bei aller Massenarmut doch auch ein wesentlicher Faktor der kulturellen und wirtschaftlichen Modernisierung Polens im 19. Jahrhundert gewesen ist und aus dem bedeutende Staatsmänner, Gelehrte und Künstler hervorgegangen sind wie Ben Gurion, erster Ministerpräsident des Staates Israel, Leo Baeck, Religionswissenschaftler in Berlin und den USA, Martin Buber, Religionsphilosoph und Dichter aus dem Geist des chassidischen Judentums, und Isaac Singer, der jiddische Dichter und Literaturnobelpreisträger im Jahr 1978. Auch die Kultur des ostjüdischen „Schtetl“ und der gesamten jiddischen Sprachlandschaft in Polen und dem westlichen Rußland, die ein deutscher Offizier nach einer Begegnung mit einem galizischen Juden im Ersten Weltkrieg mit dem Ausruf charakterisierte „Das ist ja unser altes Nibelungendeutsch!“³², ist mit der Warschauer Katastrophe unwiederbringlich zugrundegegangen.

Es gibt keinen Grabstein von Josef Gelbart, keine Gedenktafel, keine Zeugen seines Sterbens. Das Gedenkbuch der ermordeten deutschen Juden vermerkt hinter dem Namen Josef Gelbart lapidar „verschollen“. Der Lebensweg dieses jungen Mannes jüdischer Herkunft mit weitem geistigen Horizont, der von der Antike über Shakespeare bis Dostojewskij reichte, endet – wie Gelbart einmal schreibt – im „Nichts“.

Seiner sensiblen Sprachkunst verdanken wir bedrängende Bilder jüdischen Leides: „Ein grausiger Winter pocht an der Tür, wir leben in einem wahren Eissarg.“ Oder: „Der Boden schwankt unter den Füßen, wie soll man leben im Angesicht des Todes?“ Oder: „Es ist wie beim Mühle-Spiel, da schließt ihm der Widerpart die

³¹ Es handelt sich um den Garten der mit Stockmars befreundeten Familie Willer in Kaltenkirchen, in dem Gelbart – wohl in Erinnerung an frühere Jahre – gern wieder einmal „räubern“ würde.

³² Landmann, Salaia: Jiddisch. Das Abenteuer einer Sprache. Frankfurt a. M. 1986, S. 24.

Mühle“. Oder: das Leitmotiv des ganzen Briefwechsels, in dem der drohende Untergang inmitten eines Meeres von Krankheit, Erniedrigung und Hoffnungslosigkeit anklingt: „Ach, es ist alles ohne Ufer.“

Der Weg des jungen Juden von Altona über Hamburg, über das westpolnische Zbaszyn bis in die polnische Hauptstadt, in das Ghetto und vielleicht bis ins Vernichtungslager Treblinka ist auch der von Millionen anderer europäischer Juden gewesen. Er hatte jeweils unterschiedliche Ausgangsorte und andere Durchgangsstationen und führte doch in dasselbe Schicksal, zur Ermordung eines ganzen Volkes, deren Planung und Ausführung jenseits menschlicher Vorstellung und menschlichen Begreifens bis heute liegt. Hat Josef Gelbart auch sein Berufsziel, das eines Kerzenherstellers, nicht erreicht, so hat er doch als Augenzeuge und gleichsam Zufallshistoriker einen ihm selbst nicht bewußten historischen Auftrag bis an die Grenze des Todes ausgeführt. Er hat – die Gefahren der Zensur wohl erkennend, sie aber klug überspielend – der Nachwelt präzisere Kenntnisse vom materiellen Überlebenskampf und den metaphysischen Verzweiflungen der Ghattobewohner hinterlassen, aber auch das Zeugnis von der helfenden Kraft des menschlichen Dialoges – selbst im Angesicht des Todes – als ein bewegendes Dokument jüdischer Leidenserfahrung. Daß es Menschen gegeben hat, die, anders als die Mehrheit der Deutschen, nicht „weggesehen“, sondern wie Hans Stockmar und andere versucht haben, durch tatkräftiges Handeln und das briefliche Gespräch, durch den Dialog im Sinne Martin Bubers („Dialogisches Prinzip!“) oder auch Aron Tänzers,³³ der Unmenschlichkeit unter hohem Risiko entgegenzutreten, auch dies gehört zur Geschichte der Juden im Dritten Reich und sollte im Gedächtnis der Nachwelt aufbewahrt bleiben – gerade zu einem Zeitpunkt, da mit der Diskussion über das Buch des amerikanischen Historikers Daniel Goldhagen „Hitlers willige Vollstrecker“ die Frage nach der Mittäterschaft der „gewöhnlichen Deutschen“ am Holocaust erneut auf der Tagesordnung steht.³⁴

Und so ist nicht nur Warschau mit seinem Ghattotodenkmal, das von der Stelle der ehemaligen Wohnung Gelbarts in der Milastraße nur wenige hundert Meter entfernt liegt, sondern auch das Jüdische Museum in Jebenhausen ein Erinnerungs- und ein „Gedächtnisort“ dank der in diesem Hause aufbewahrten Schriften, Bilder und Gegenstände, vor allem aber dank der hier nun schon seit vielen Jahren initiierten Gespräche über jüdisches Schicksal in Deutschland. Josef Gelbarts erschütternder Ausruf beim Empfang eines Briefes und Paketes am 18. November 1941 „... welchen Mut wir schöpften aus diesem Nicht-verlassen-sein“ bezeugt – über die historische Ausnahmesituation des Jahres 1941 hinaus – Sinn und Notwendigkeit auch dieser Jebenhäuser Gespräche, die immer wieder Menschen mit unterschiedlichen christlich-jüdischen Erfahrungen in diesem Raum zusammenführen.

³³ Vgl. Rueß, Karl-Heinz: Dr. Aron Tänzer. Leben und Werk des Rabbiners, in: Aron Tänzer: Die Geschichte der Juden in Jebenhausen und Göppingen. Neu herausgegeben von Karl-Heinz Rueß. Weißenhorn 1988, S. 633ff.

³⁴ Goldhagen, Daniel Jonah: Hitlers willige Vollstrecker: Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Berlin 1996.

Didaktische Anmerkungen

Die Briefe Josef Gelbarts im Schulunterricht

38

Die Briefe eignen sich aufgrund ihres singulären dokumentarischen Charakters besonders gut als Arbeitsmaterialien im Unterricht der Fächer Geschichte, Religion und Deutsch. Man wird sie wohl vorzugsweise, aber nicht ausschließlich, für den Unterricht in höheren Klassen empfehlen, auch wenn die geistige Erfassung und Verarbeitung einer menschlichen Ausnahmesituation wie jener im Ghetto auch hier nur annäherungsweise, wenn überhaupt, möglich erscheint. Das Warschauer Ghetto steht inhaltlich zweifellos im Kontext des Holocaust, eines fundamentalen Themas der Geschichte des 20. Jahrhunderts und deswegen auch des Geschichtsunterrichtes aller Schularten. Das Ghetto diene als (zeitliche) Vorform und spezifisches Versuchsmodell des späteren, in industriell ausgerüsteten Vernichtungslagern betriebenen Völkermordes.

Die folgenden acht leitenden Fragestellungen und Gesichtspunkte ermöglichen die didaktische Strukturierung des vorliegenden Briefmaterials (auch mit Hilfe des Verfasserkommentars) und verweisen auf unterschiedliche Zugänge und Untersuchungsansätze.

1. Welche Bedingungen, Formen, Schwierigkeiten und Gefährdungen des Alltagslebens im Ghetto sind den Briefen zu entnehmen?
2. Welches Persönlichkeitsbild, welche Stationen der Lebensgeschichte, welche Wohnorte (Adressen, Ghetto-Stadtplan), welche geistigen Interessen Gelbarts spiegeln sich in diesen Briefen?
3. Welche Möglichkeiten der geistig-religiösen „Bewältigung“ des Ghettodaseins und der Ghettozukunft werden angedeutet oder verworfen?
4. Welche Phasen, welche Veränderungen und Zuspitzungen des Lebens im Ghetto (z. B. Seuchen, Zwangsarbeit, Ghettoverkleinerung und Vorzeichen der Deportation, der „Aussiedlung“) werden in den Briefen genannt?
5. Welche Anhaltspunkte für die vom Verfasser erwartete Überprüfung der Briefe durch die staatlichen Zensurbehörden finden sich in den Texten? Auf die Möglichkeit eigenen Experimentierens mit dem Schreiben von Briefen unter den – fingierten – Bedingungen der Zensur wird hingewiesen.
6. Welche unterschiedlichen Informationsgrade, Perspektiven und Stilformen ergeben sich aus dem Vergleich der Briefe mit anderen vorliegenden Quellengattungen zum Thema „Ghetto“: z. B. mit Tagebüchern (Chaim A. Kaplan), Dokumenten (Faschismus – Ghetto – Massenmord, S. 477 ff.; wie Anm. 12) und literarischen Erinnerungsbüchern der Überlebenden (Janina Baumann)? Welche Funktion kommt den Jahreszeiten und der Witterung in den Briefen zu?
7. Welche Bedeutung hat der Briefwechsel und der Paketempfang für die materielle und geistige Situation Gelbarts?

8. In welcher Lage befindet sich der Empfänger dieser Briefe und Verfasser eigener Briefe mit dem Bestimmungsort Ghetto Hans Stockmar – in einer Zeit systematischer Judenverfolgung und -vernichtung durch die NS-Diktatur und durch viele „gewöhnliche Deutsche“? Welche Gründe für seinen und der anderen genannten Briefschreiber höchst riskanten Kontakt mit einem Juden lassen sich aus den Briefen erschließen?

Konrad Plieninger

Jahrgang 1928, wohnhaft in Rechberghausen/Landkreis Göppingen. Studium der Geschichte, Germanistik und Romanistik an den Universitäten Tübingen, Freiburg im Breisgau und Toulouse (Frankreich). Bis 1993 Fachleiter für Geschichte am Studienseminar Esslingen am Neckar und Lehrer am Freihof-Gymnasium in Göppingen.

Veröffentlichungen zur Regional- und Landesgeschichte und ihrer Didaktik. Die jahrzehntelange, vor allem geschichts-
didaktische Beschäftigung mit dem Holocaust steht in der Nachwirkung jener Erlebnisse, die der Verfasser als Luftwaffenhelfer 1944/45 in Sichtweite des Konzentrationslagers Auschwitz hatte.